



00
10

T



Schloss - ~~Dietrich~~
Ged. w. 2010
von der ULB



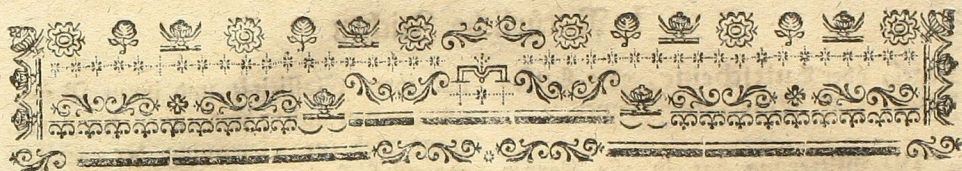
Nützlicher und getreuer
U n t e r r i c h t
für den
Land- und Bauersmann
auf das Jahr 1772.
oder
fortgesetzter allgemeiner
Landwirthschafts - Kalender,
dritter Jahrgang.

vorinnen
alles dasjenige zu finden, was derselbe sowol in Absicht auf seine Gesundheit, als
auch bey dem Feldbau auf Aekern und Wiesen, in Gärten und Weinbergen, desgleichen bey
allen Gattungen der Viehzucht, und wie dasselbe nicht nur gesund zu erhalten, sondern auch
bey vorkommenden Seuchen und Krankheiten leicht und glücklich
zu curiren,
alles nach den besten Erfahrungen unserer Zeiten
zusammengetragen.

mit einer
von dem Württembergischen Landmann begehrten Beylage der
Witterungs-Anzeige auf dieses Jahr.



St u t g a r t
bey Johann Benedict Mezler.



I.

Natürliche Zeichen der Bitterung.

Auf die Abhandlung vom Naturkalender (f. S. 2. Kal. 1770. S. 1 ff. Kal. 1771) folgen nun die natürliche Witterungszeichen. Man wünscht mit Recht im Kalender die Witterungs-Anzeige, weil man ihrer zur glücklichen Anordnung der landwirthschaftlichen und auch anderer Geschäfte eben so sehr bedarf, als der Erkenntniß der Zeiten. Die Witterung einer jeden Zeit macht die Zeit vornehmlich brauchbar oder unbrauchbar zu einem Geschäfte. So gerecht dieser Wunsch ist, so wenig ist jetzt noch die Forderung gerecht, daß man dem Kalender vollkommen gewisse, richtige Witterungsanzeigen oder auch Regeln beyfüge, woraus der Leser die Witterung selbst kurz oder lange vorher in jedem Falle erkennen könne. Man hat dergleichen noch nicht. Vielleicht kann man sie aber doch bekommen, wann man die viele schon vorhandene Witterungsregeln näher prüft, und die gut befundene sodann den Kalendern beysetzt. Hierzu will ich hier einige Anleitung geben, in der Hoffnung, es werde mir nicht so misditten werden, als es mir aus Uebereilung misditten wor:
Landwirthsch. Kalender 1772,

den ist, daß ich den Naturkalender von Schweden und Engelland in den vorigen Jahrgängen als Muster eingerückt habe, wornach einen ähnlichen für Schwaben zu sammeln, ich meine Landsleute gebethen und aufgemuntert habe. Ich will also hier von den Witterungsanzeigen handeln, und die mir bekantten vorlegen, damit man sie untersuche, und dereinst das wahre und brauchbare nebst dem Schwäbischen Naturkalender könne dieser Schrift beygefügt werden. Wer untersuchen solle, muß doch die Sache vorher vor Augen und in Händen haben, wie der, der etwas nachmachen solle, noch nicht das, was er durch Nachahmung zu machen hat, sondern vorher das Muster, wornach er es machen solle, vor sich haben kann, und muß.

Das Wetter oder die Witterung ist der Zustand der Luft (der Atmosphäre, des Luftkreises) in Ansehung der 1) Kälte und Wärme, 2) der Nässe und Trockene, 3) der Stille und des Windes, 4) der in ihr vorgehenden Meteo-
ren oder Luftzeichen, welche wässerig, d. E. Regen, Nebel, Schnee, Reif, Hagel,
A

Hagel, oder Luftscheine, oder Luftfeuer, z. E. Blitze, seyn können.

Die Witterung hat in alle Körper des Erdbodens einen offenbaren Einfluß, besonders in die lebende, dergleichen Gewächse, Thiere und Menschen sind. Alle Körper haben ihre Löcherlein (poros), durch welche die äussere Luft mit ihren innwendigen Theilen, besonders der in ihnen häufig eingeschlossenen Luft, eine Communication unterhält, und folglich, wenn die Luft anderst beschaffen ist, nicht nur äusserlich auf sie hin, sondern auch innerlich in ihnen drinnen eine andere Wirkung, als vorher, äussert. In allen Körpern trifft man elastische, feste und flüssige Theile an, d. i. solche, welche ihrer Natur nach geneigt sind, sich entweder zusammenzuziehen, oder auszudehnen, oder beedes zugleich zu thun, und welche sich leicht durch einen Stoß und dergleichen erschüttern lassen, u. s. w. Gewächse und Thierkörper sind eine Menge miteinander verbundener Gefässe, nämlich Röhren und Bläslein, welche mehr oder weniger elastisch sind, und in welchen gewisse Säfte sich bewegen, die wegen vieler ihnen eingemischten Luft, Feuers und Wassers, als z sehr elastische flüssige Materien ebenfalls sehr elastisch sind. Sie haben Luftröhren, in denen nichts als Luft ist, welche mit der äusserlichen Luft genaue Communication ununterbrochen hat. Die Thiere holen Athem, und bringen so die äussere Luft unaufhörlich in sich hinein. Die äusserliche Luft drückt auf diese lebende Körper also mit ihrem Gewicht

und ihrer Elasticität und ihren Bewegungen von aussen und innen hin, und trägt viel zur Bewegung der Säfte und Gefässe bey. Es kann also auch nicht fehlen, daß nicht die lebende Geschöpfe eine Veränderung leiden müssen, wenn die Luft anderst auf sie drückt, weil sie in ihrer Schwere, oder Elasticität, oder Kraft, die sie durch Winde erhält, oder sonst eine Veränderung leidet, oder überhaupt anderst wirkt. Es geht in ihnen etwas ähnliches von demjenigen vor, was eine geringe Veränderung des Wetters in den mit Quecksilber oder Weingeist angefüllten gläsernen Röhren, dergleichen in Darmsaiten, Stricken, Thüren von tannenen Brettern u. s. w. verursacht.

Diese Veränderungen sind nun entweder klein, oder beträchtlich groß; sie sind der Natur eines Körpers gemäs oder nicht. Wie die Einrichtung im ganzen Reiche Gottes ist, so ändert sich das Wetter nicht zumal, sondern stufenweise, bis die uns merckliche Wetterveränderung zu Stande kommt. Die kleinere, vor dieser großen und mercklichen hergehende, Veränderungen sind so viele Stufen und Vorbereitungen zu derselben, und immer kleiner und unmerklicher, je weiter sie von der großen mercklichen Wetterveränderung abstehen, oder eher, als sie, geschehen. Weil Gott die ganze Welt so weislich eingerichtet hat, daß in der ganzen Welt immer eines mit dem andern in einer gewissen Verbindung stehet; so zieht die Veränderung, welche das veränderte Wetter in einem Körper verursacht,

sacht, in diesem Körper, und in allem, was mit ihm merklich verbunden ist, z. E. in der mit ihm vereinigten Seele, die in ihren Veränderungen so genau mit den Veränderungen des Leibs übereinstimmt, und in den benachbarten Körpern, Reihen von Veränderungen nach sich, die so lange in diesem Gange fortgehen, bis eine neue Witterung diese Reihe abreißt, und eine neue anfangt. So Ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit u. s. w. 1 Cor. 12, 26. Es gehet, wie wenn man einen flachen Stein auf gewisse Art aufs Wasser wirft, und die alsdann entstehende wellenförmige Kreise sich immer weiter über die Wasserfläche ausbreiten, endlich unmerklich werden, und verschwinden. Es ist also offenbar, daß vorher, ehe noch die Wetterveränderung ausbricht, d. i. zu einer solchen Größe kommt, die uns in die äusserliche Sinnen merklich fällt, gewisse Wirkungen von ihren kleinern vorhergehenden Stufen oder von ihren Vorbereitungen schon vorhanden sind, und in den Körpern, welche nahe sind, Veränderungen verursachen. Man nennet sie die Vorboten, oder die Zeichen jener großen Wetterveränderung, welche uns merklich in die Sinne fällt, indem sich eben so aus jener ihrer Gegenwart auf die folgende Offenbarung dieser großen Wetterveränderung schließen läßt, als man schließen kann: hier blühet ein Baum, also macht er Anstalten zum Fruchttragen. Unsere Bauern sagen eben so bisweilen, wann sie in der Höhe gewisse Gestalten der Luft vor dem Win-

ter wahrnehmen, der Schnee blühe, d. i. es werde bald schneyen.

Jene Vorbereitungen oder kleinere Stufen der Wetterveränderung haben den merklichsten Einfluß auf sehr zärtliche, fühlbare Körper, und an diesen trifft man also jene Vorboten und Zeichen merklicher an, als an andern, z. E. an Gewächsen mehr als an Steinen, unter Gewächsen meistens mehr an Blumen, Kräutern, als am harten, aber noch grünen Holze, an einem Kraute, z. E. dem Sinnkraute, mehr als an andern Kräutern. Denn hier ist nur die Rede von den Veränderungen, die sich unsern Sinnen offenbaren, die äußerlich an andern Körpern sind, wir mithin als Vorboten wahrnehmen können, und mit denen es eben so sich verhält, daß viele innerliche kleinere Veränderungen des Körpers geschehen und miteinander sich vereinigen müssen, bis sie äußerlich sich uns kenntlich machen.

Wann die Körper, die vom veränderten Wetter Veränderungen leiden, eine Empfindungskraft, mithin eine Seele haben, und Thiere sind; wann sie ein gleiches ordentliches Leben führen, und ihren Leib nicht durch anerbte und eigene Unordnungen von seiner natürlichen Beschaffenheit so weit abgebracht und betäubet haben, daß nicht mehr Alle von einer Art eine gleichartige Beschaffenheit, Zusammenziehung und Bau des Leibes haben, daß sie nicht mehr von der nämlichen oder proportionirlichen Ursache allezeit die nämliche oder eine proportionirte Wirkung

fung empfinden; Wann sie achtsam sind, und auf die in und an ihnen vorgehende Veränderungen ihres Leibes merken, und nicht auf hunderttausend andere Dinge ihre Aufmerksamkeit zerstreuen, vor denen sie ihrer selbst vergessen; Wann sie die von aussen her in ihren Leib gemachte Eindrücke natürlich wirken lassen, und alsdann völlig und redlich die Empfindung dieser Wirkung durch Stimmen, Ansehen, Geberden, Bewegungen äussern, nicht aber entweder im Anfang Verstellung, und dgl. Dinge, und hernach Gewohnheit und eine zur andern Natur gewordene Unordnung es dahin bringen, daß sie theils jene Eindrücke verkehrt ansehen und beurtheilen, theils ihre natürlichen Folgen und Wirkungen unterdrücken, hindern, schwächen, ersticken, oder doch verhüllen, oder gar läugnerisch das Gegentheil davon zu äussern sich nicht scheuen: so werden an den Thieren vornehmlich dergleichen Vorboten und Anzeigen der Witterungen ebenfalls zu suchen und zu finden seyn. Sie werden, wann sie ihnen angenehm oder widrig sind, dieses an den Tag geben durch Stimmen, durch Geberden, durch ihr äusserliches ganzes Ansehen, durch Bewegungen, überhaupt durch ein Bezeugen, das jenen Eindrücken und derselben Folgen und Einfluß auf ihre thierische Oeconomie gemäss ist. Denn ihre Gefässe sind ordentliche Barometer, Thermometer, Hygrometer u. s. w. in welche die nämliche äusserliche Ursache beständig wirkt, in denen also die Beschaffenheit

des Luftkreises an ihren Röhren, Schläuchen und Fasern eben so große und reguläre Veränderungen hervorbringt, ja noch merklichere, indem z. E. die Wärme, Kälte, Nässe und Trockene, Schwere und Leichtigkeit, große und kleinere Elasticität der Luft nicht zugleich aufs Glas und Quecksilber der Barometer merklich wirken, hingegen der Thiere Säfte und Gefässe zumal davon merklich geändert werden, nämlich eine solche Röhre zugleich Barometer, Thermometer und Hygrometer ist, von der Nässe oder Trockene schlaff oder stärker gespannt, von der Wärme ausgedehnt, von der Schwere und Elasticität gedrückt wird u. s. w.

Die unvernünftige Thiere haben hierin vor uns etwas, ja vieles voraus, besonders diejenigen, die in der Freyheit, in den vom Schöpfer ihnen angewiesenen Umständen leben, und sich fortpflanzen, also ihre natürliche Einrichtung unverändert bey behalten, als die Sklaven, welche der Mensch in ihrer Gefangenschaft auf vielerley Weise auch in ihrer Natur verändert, ferner die so beständig in der freyen Luft leben, mithin von derselben Zustand mehr Empfindung haben, sonderlich aber die Einwohner der Luft, die Vögel, die in der freyesten und hellsten dünnern Luft leben, in welcher viele Wetteränderungen zuerst sich erheben, ehe sie sich in die untere dichtere Luft zur Erde herab ausbreiten, und da merklich empfunden werden; und endlich unter allen am meisten diejenigen, deren Bes
stim:

Stimmung und Lebensart erfordert, daß sie z. E. um ihre subtile oder entfernte Nahrung und Gefahren von weitem, bey geringem Licht, etwa in der Nacht entdecken zu können, für die kleinsten Eindrücke empfindsam seyn, und mithin schärfere Sinnen und Aufmerksamkeit auf die Empfindungen, und stärkere Triebe, diesen Empfindungen zu folgen und sich ihnen gemäß zu verhalten, zu ihrer eigenen und ihres Geschlechts Erhaltung nöthig haben. Wir sind viel unempfindlicher, viel zerstreuter und unachtsamer, viel vorsichtiger oder verstellter in Offenbarung dessen, was wir empfinden, auch durch Mißbrauch der Vernunft viel unrichtiger in der Vorstellung und Beurtheilung dessen, was wir empfinden. Alsdann erst, wann die Luft um uns herum sehr warm, dünne und leicht ist, und sich die in uns eingeschlossene deswegen stark ausdehnet, mithin uns alles zu enge werden will; alsdann erst, wann ein Theil des Leibes durch einen Zufall, z. E. Frost, u. dgl. sehr empfindlich geworden ist, spüren wir die Veränderungen der Luft, erinnern uns, was für Wetter ehemals auf dergleichen schmerzliche Empfindung unsers Leibes gefolgt, schließen dieses Wetter werde wieder erfolgen, sagen es auch, wann uns nichts abhält, und nennen das einen Kalender, den wir an uns haben.

Wir sehen andere Körper vermittelst der Lichtstralen, welche von ihnen und allen ihren äußerlichen Theilen her durch die Luft zu uns kommen. Je nachdem nun die Luft beschaffen ist,

werden diese Lichtstralen verschiedentlich entweder zurückgeworfen, oder gebrochen, und alsdann in kleinere Stralen theilet, (denn ein jeder weißlichter Lichtstrahl ist ein Büschel von 7 andern kleineren, einem violeten, einem dunkelblauen, hellblauen, grünen, citronengelben, orangengelben und hellrothen) oder vereinigt und näher zusammengebracht, oder zerstreut, daß sie weiter auseinander fahren. Daher kommt es, daß nach dem Zustande der Luft wir gewisse Dinge, wann sich das Wetter ändert, näher oder entfernter, in einer andern Gestalt, größer oder kleiner, heller oder dunkler, genau, kaum oder gar nicht, ohne Farbe, mit einer Farbe, und zwar mit einer andern oder mit der vorigen Farbe, aber blässer oder höher sehen, daß es scheint, was zuvor still stand, bewege sich oder umgekehrt. Das gibt dann wiederum Anzeigen der Witterung, und dahin gehören meistens diejenigen, welche von der Gestalt, Farbe, Funkeln, Zittern u. s. w. der Sonne und des Mondes, der Sterne, von der Morgenröthe, Abendröthe, dem Wasserziehen der Sonne, den Höfen, den Farben der Wolken, und dgl. hergenommen werden. Man nimmt auch Wetter-Anzeigen her von den Stellungen der Planeten und der Sonne gegeneinander, oder den sogenannten Aspecten, wovon ein andermal solle gehandelt werden.

Eine andere Quelle der Witterungs-Anzeigen ist diese. Man sieht, daß auf eine Veränderung des Wetters gewisse andere ordentlicher und

„gewöhnlicher Weise meistens oder beständig folgen. So kann ein Wind Regen, der andere schön Wetter bringen. So sagt man, wann die Sonne den Schnee im Winter und Frühling aufdecke, habe der Sommer viele Hagelwetter. So folgt endlich auf langes Regnen wieder schön Wetter und umgekehrt, von welcher Abwechslung das Sprichwort kommt: Unrecht und Wetter zahle einander, wie bey dem, so eine Zeitlang unrecht thut, von dem andere jetzt leiden, wann seine Periode vorbei ist, das Gegentheil eintritt, und er der Leidende werden, und sich in seiner Person oder Nachkommen von andern muß unrecht thun lassen. Eine solche Reihe von aufeinander ununterbrochen folgenden Wetterveränderungen nennt man den **Witterungelauff**. Wann man nun wahrnimmt, daß, wann eine Wetterveränderung eintritt, meistens jene Reihe aufeinander folge, und so und so lang daure; so schließt man auf diese Reihe wieder, sobald man jene erste Veränderung wieder wahrnimmt. Dahin gehört z. E. wann man sagt, wann es an Mariä Heimsuchung regne, so regne es täglich in den 40 darauf folgenden Tagen, ohngefähr bis auf Mariä Himmelfahrt. Dahin gehören Herrn Probst Lüders Regeln von dem Witterungelauff. Oft vergleicht man einen solchen Witterungelauff mit einer andern sehr merklichen Reihe von Begebenheiten in einem der Naturreiche, die gemeinlich vorhergehet, oder neben dem Witterungelauff zu gleicher Zeit anfangt und fortlauft, und be-

stimmt darnach jenen in seinem Anfang und Dauer. So hat man ehedessen die astronomische oder kirchliche Reihe der Tage hierzu erwählt, oder hat der, der die Regel durch Beobachtung erfand, oder sie nur andern vortrug, die ihm nach seinem Stand und Lebensart bekannteste Reihe von Begebenheiten zur Zeitbestimmung des Witterungelauffs erwählt. Z. E. man sagte nach dem astronomischen Kalender: so viel der März Nebel hat, hat das Jahr Plazregen; nach dem kirchlichen nahm man den nächsten Feiertag oder Festtag, oder den Tag eines Heiligen: Mattheis bricht oder macht Eis, desgleichen wie das Wetter um Aschermittwoch ist, bleibt es durch die ganze Fasten; nach andern Dingen: wie der Hirsch in die Brunst tritt, tritt er gemeinlich wieder ab u. s. w.

Aus diesen bisher erzählten Quellen nimmt man die natürliche Witterungs-Anzeigen her, und drückt sie durch gewisse Sätze aus, die man **Wetterregeln** nennt. Wie es mit dem Naturkalender (S. 2 ff. öcon. Kal. 1770) gieng, so gieng es auch mit diesen. Sie entstunden zu gleicher Zeit, und auf einerley Weise. Die Alten beobachteten die Natur sorgfältiger als wir, die wir schon lange mehr arbeiteten, sie zu erklären. Meistens verfaßten diese Regeln solche Leute, die viel in der freyen Luft waren, Hirten, Fischer, Jäger, Bauren, Schiffsleute u. s. w. Man nennt sie daher **Baurenregeln**, weil diesen am meisten

meisten darum zu thun, das Wetter vorher zu wissen, um ihre Geschäfte darnach einzurichten, und sie daher vermuthlich die meisten erfanden, und sie am sorgfältigsten aufbehielten. Nur Schade, daß sie oft nicht gehörig gemacht, ausgedrückt, und vielleicht die, so gut gemacht und ausgedrückt waren, in ihrer unveränderten Nichtigkeit durch die so unsichere mündliche Ueberlieferung vom Erfinder auf die Nachkommen nicht wohl haben können fortgepflanzt werden, und nach und nach bey der gegenwärtigen Kalender-Einrichtung vollends verloren gehen, da man, aus einer zwar gerechten Scheu vor Aberglauben und Vorurtheil, eben doch auf übertriebenen Eifer und in diesem in neue entgegengesetzte Vorurtheile hineinfällt, und leichtgläubig nach anderer Aussage blos alles zusammen verwirft und wegläßt, ohne selbst zu prüfen, und eine Auswahl zu machen. Es ist wahr, viele der alten Witterungsregeln sind falsch und ungereimt, viele sind zweifelhaft, viele sind wahrscheinlich, viele gewiß wahr, aber zu allgemein und unschicklich ausgedrückt, oder nicht genug bestimmt. Man eilte zu sehr, Regeln zu machen, erforschte nicht derselben vollständige Ursachen, Erfordernisse und Bedingungen, unter welchen sie eintreffen, sahe nicht genug auf den Zusammenhang der Witterung, von der in der Regel die Rede ist, mit dem vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, gab als wirkende Ursachen an, was nur Bedingungen, nur Zeitbestimmungen des Wettererfolgs sind; man sah nicht auf die Größe des

Erfolgs genau; man war in den Ausdrücken nicht behutsam und genau. Man liebte darinn das geheimnißvolle, wunderbare und scheinbar heilige, und affectirte dieses; man verschwieg oder drückte manches dunkel und räthselhaft mit Fleiß aus, um in der Weisheit noch einen Vorzug vor den Schülern, die man unterrichtete, neidisch zu behalten, oder einen Meisterstreich noch in der Ficke zu haben; man nahm die Sache nicht so gar genau, es kam, wie man sagt, auf einen Daurenschritt nicht an; man sah z. E. nur auf die Witterung, die in einer gewissen Zeit vorschlug, die Oberhand hatte, oder in einem gewissen Zeitlauff in den meisten Tagen sich oder in den meisten Jahrgängen als die herrschende Witterung um diese Zeit herum einfand; man drückte diese herrschende Witterung so zweydeutig aus, daß man allenfalls, wann es widrig ausfiel, noch einen Ausweg zur Verteidigung übrig hatte, fast wie jener Bürger, der unter dem einen Thor der Stadt schön, unter dem andern wüßt Wetter auf Morgen vorher sagte; man bestimmte auch die Zeit des Anfangs und der Dauer ziemlich weitläufftig. Man ist es ohnehin so im gemeinen Leben gewohnt. Wann etwas nur von wenigen einer Art wahr ist; so sagt man, es seye von keinem wahr. Wann es von den meisten wahr ist, sagt man es von allen. In beeden Fällen achtet man Ausnahmen, deren Anzahl ziemlich weit unter der Hälfte ist, für nichts. Wann man $4\frac{3}{4}$ hat, so nimmt man es für 5, und $4\frac{1}{4}$ für 4 an; und läßt die Brüche weg, oder bey

ben 103, und 99 das übrige fehlende oder gegenwärtige ungerade, und sagt dafür 100. Eben so, wann das Wetter in den meisten Tagen eines Zeitlauffes so ist, sagt man, es seye den ganzen Zeitlauff über also. Wann es etliche Tage vor oder nach einem Feiertag oder andern merkwürdigen Tage anfängt oder aufhört, sagt der Bauer, es höre auf, fange an, seye an diesem Tage selbst also. Ja er nimmt oft Feste u. dgl. die nicht in einem Jahre wie in dem andern auf einen Tag, sondern, wie z. E. Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, u. dgl. gegen 4 Wochen früher und später fallen können, und bewegliche Feste heißen, mithin verlegt er eben die Zeit auf den nächsten Feiertag, der um den Anfang oder Ende des Wetters herum ist. Zu diesen Mängeln der alten Baurenregeln kommt noch 1) daß sie desregnen nicht immer eintreffen, oder wol selten eintreffen, weil, wie es auch unsere Bauren bemerken, sie die Zeit der Witterung nach dem alten Kalender bemerken, und wir haben wollen, sie sollen nach dem neuen, also 11 Tage eher, eintreffen; 2) daß sie anfänglich für gewisse Länder und Gegenden, die aber, weil ihre Urheber und Ursprung uns unbekannt sind, uns ebenfalls unbewußt sind, gemacht worden, also nicht in allen Ländern zutreffen können, z. E. ein Land, welches nahe gegen Abend Meer hat, kriegt vom Westwind Regen, welches aber bey andern, die nicht solche Lage haben, nicht eintrifft; 3) daß sie die Witterung nur nach dem ordentlichen Lauff der Dinge bestimmen, und daher unschul-

diger Weise nicht eintreffen, wann durch Erdbeben, etwa auch durch Cometen, oder durch ein besonderes göttliches Verhängniß und Gericht außerordentliche Witterungen als eine Ausnahme, welche die Regel nicht ganz aufhebt, sich eintunden. Ich glaube, daß man aus diesen und andern Gesichtspuncten die Baurenregeln ansehen sollte, um sie billig zu beurtheilen, und weder das Kind mit dem Bad und Urath auszuschütten, noch auf der andern Seite alles für baar Geld anzunehmen.

Es gibt auffer diesen natürlichen Witterungszeichen auch noch künstliche, welche, wie alle wahre Kunststücke, nichts anders als eine Nachahmung der natürlichen sind. Man hat bemerkt, daß die Körper aller Thiere und Gewächse gleichsam aus Barometern, Thermometern und Hygrometern zusammengesetzt sind, d. i. die Säfte der natürlichen organischen Körper nach der verschiedenen Beschaffenheit der Luft in ihrer Bewegung, Ausdehnung und Beschaffenheit sich verändern, und ab- und zunehmen, und zwar sie die Veränderungen der Luft vorher spüren, ehe jene völlig ausbrechen. Man hat gefunden, daß Wasser und andere Flüssigkeiten vom veränderten Luftdruck, Wärme, Masse, Dichtigkeit, Winde, auch in leblosen Körpern, z. E. Glasröhren, allerhand Veränderungen, und zwar der Größe der Veränderungen der Luft proportionirt große eigene Veränderungen leiden, und auf jene Veränderungen in der Beschaffenheit der Luft gemeinlich gewisse Meteo-
ren

terungen erfolgen. Man hat gefunden, daß man diese Dinge, welche auch die kleine Luftveränderungen offenbaren, nachmachen, in die Stube stellen, und sie auch zu der Zeit bequem und leicht und schnell beobachten könne, da man wegen der Nacht und Finsterniß, wegen der üblen Witterung, wegen Geschäften, Krankheit, und anderer Hindernisse nicht selbst die natürlichen Wetteranzeigen auf dem Felde draussen aussuchen und beobachten könne. Diß ist der Ursprung unserer Barometer (Wettergläser), Thermometer, Hygrometer u. s. w.

Wir wollen hier den Anfang mit Erzählung der natürlichen Zeichen der Witterung machen, und die künstliche sodann nachholen. Die natürlichen wollen wir in gewisse Classen eintheilen: I. von Thieren, II. von Gewächsen, III. von Wassern, IV. von leblosen festen Körpern des Erdbodens, V. von Meteoron und dem Witterungslaufe, VI. von den Himmlskörpern.

Wir tragen sie vor, wie wir sie finden, und bitten, daß man sie prüfe, und uns den wahren Werth derselben gütig berichte. Darfen wir Vorschläge thun, so wünschen wir, daß man 1) untersuche, ob die Regel nie, oder selten, oder oft, oder immer eintreffe, 2) die Gründe und Bedingungen aufsuche, warum sie eingetroffen habe, oder nicht, und zwar diese Gründe, Bedingungen und Erfordernisse vollständig, sicher, nicht durch bloße Muthmassungen, sondern Erfahrungen suche, und sie bestimmt und genau ausdrücke,
Landwirthsch. Kalender 1772,

3) daß man auch die Zeit, Land und Gegend bemerke, in welchen, und Umstände, um welcher willen sie da ganz, oder nur zum Theil, oder gar nicht eintreffen, 4) daß man endlich die Witterung, von der in der Regel die Rede ist, genau nach ihrer a) Art und Beschaffenheit, b) Größe und Heftigkeit, c) Anfang und Dauer bemerke, und weder zu viel noch zu wenig sage, sondern gerade das, was sich in den meisten Fällen unlaugbar zeigt.

I. Von Thieren.

I. Von Menschen. 1) Wann alte geheilte Beinbrüche, verrenkte Glieder, Wunden, Leichdorn (Hühneraugen), durch Frost beschädigte Glieder wehe thun, oder doch der Schmerzen beschwerlicher und empfindlicher wird; 2) wann man sonst auf gewisse Zeiten Schmerzen im Haupte, und Reißen in den Gliedern, 3. E. Händen, Lenden, Knien, und andern Gelenken fühlet, und diese Schmerzen vor der gewöhnlichen Zeit, oder heftiger als sonst kommen; 3) wann bey einigen Menschen die Haut an Händen übermäßig trocken wird, und ihre Lippen (Lefzen) ungewöhnlich aufspringen: so steht bald Regen und Ungewitter, oder auch Kälte bevor. 4) Wann ein gesunder Mensch träge und verdrossen ist, als wären ihm alle Glieder krank, besonders aber im Haupte unlustig; so folgt gern ein Ungewitter, besonders ein Donnerwetter.

II. Von vierfüßigen Thieren, und zwar

B

* von

* von Haus- (zahmen) Thieren.

1) Es bedeutet Regen, wann die Schaafse viel springen, und einander mit den Köpfen stossen, sich früh auf die Waide machen, wann sie im Heimgehen das Gras auf dem Wege abfressen, und sich davon nicht wollen abtreiben lassen, wann die Esel schreyen, sie und der Maulesel die Köpfe und Ohren ungewöhnlich schütteln und spitzen, oder von den Fliegen geplagt werden, wann die Schweine spielen, und ihr Futter verstreuen, wann das Vieh die Waide verläßt, und sich schnell unter Büsche und Hecken begibt, die jungen Rube und zusammen geochte Ochsen ihre Nasen und Köpfe in die Höhe heben, Luft einziehen, und ihre Schnauzen belecken, wann die Zunde Gras fressen, wann die Katzen ihren Kopf mit den vordern Pfoten, sonderlich über den Ohren, kratzen, und sich am Leibe belecken, wann die Ziegen (Geissen) übermäßig begierig zu dem Futter eilen, und sich mit Drohen und Schlägen davon nicht treiben lassen.

2) Zeichen eines Donnerwetters: das Vieh schnappt gegen Mittag nach der Luft, und riecht über sich mit offenen Naselöchern, springt auf der Waide mit aufgereckten Schwänzen, dünstet, und schwitzt, gräbt mit den Füßen oder Hörnern in die Erde, hebt den Kopf gegen Norden (der mitternächtigen Gegend) auf. Die Kinder lecken die Füße, und eilen brüllend dem Stalle zu; die jungen Rube laufen wie rasend und toll unter die Pferde, oder anderes großes Vieh; die Schaafsheerden sind sehr muthwillig, und sto-

sen mit Hörnern und Köpfen. Die Schweine werfen Heu und Stroh hin und her, als ob sie toll wären. Die Zunde fressen Gras, speyen wieder, wälzen sich auf der Erde, fressen nichts, kratzen in die Erde, heulen Morgens, der Bauch murret ihnen, und rauscht wie Wasser. Die Katzen lecken sich, und streichen mit den Pfoten um die Ohren.

** Von wilden Thieren Zeichen des Regens:

Die Hirsche kämpfen untereinander und stossen sich; die Wölfe und Füchse heulen und bellen, nahen sich auch zu den Häusern und Dörfern. Die Hasen verkriechen sich an Orte, da es nicht leichtlich auf sie regnen kann, oder weichen aus langem Grase und aufgewachsenem Getreide auf schlechte, öde, trockene Plätze. Der Igel stopft an seinem Neste die Löcher zu. Das Wild, die Caninchen fressen, wie das Vieh, stark vor dem Regen.

Ann. Weil bey Donnerwettern gewöhnlicher Weise Regen ist, so gehen die Zeichen des Regens in den Sommermonaten (Ende Maji — Ende Aug.) besonders wann gegen Mittag diese Zeichen sich äussern, auch die Donnerwetter an.

Der Maulwurf wirft vor einem Regen mehr Erde und höher auf, kriecht aber aus seinem Loche, wann der Sturm nachlassen will. Wann die Mäuse laut pfeiffen, und haufenweise auf die Dächer laufen, folgt Regen. Wann sie ihre Nester im Herbst in den Kornhaufen nahe bey der Erde machen; so vermuthet man im Anfang des Winters wenig Schnee: machen sie aber ihre

ihre Nester hoch, so solle viel Schnee fallen. Muß man Schaafe des Abends mit Gewalt fortreiben, so folgt Regen oder Schnee; anhaltend schön Wetter aber, wann sie des Abends noch auf Bergen und Anhöhen lauffen und auf denselben herumspringen.

3) Zeichen der Wärme, Kälte, Sommers, Winters. Tritt der Hirsch etwas langsamer in die Brunst, so wird ein langsamer Winter werden. Ist es auf Lichtmesttag schön und hell, so bleibt der Dachs im Loch, denn er spürt, daß noch Winterkälte bevorsteht; ist aber das Wetter ungestümm, mit Regen und Schnee vermengt, so kriecht er hervor, und fürchtet keine Kälte mehr.

III. Zeichen von Vögeln.

* **Zahmes Geflügel.** 1) Wetterveränderung überhaupt zeigt an das Krähen der Hähnen zur ungewöhnlichen Zeit; desgleichen wann die Hühner mit ihren Schnäbeln und Klauen ihre Federn stets streichen, und traurig herumgehen. Turteltauben kurren zur ungewöhnlichen Zeit mit veränderter Stimme.

2) Regenzeichen, was Nr. I. stehet. Der Regen dauert lang, wann die alten Hühner im Anfang des Regens nicht bald unters Dach lauffen, die Kluckhenne hingegen gleich zu Anfang des Regens ins Hühnerhaus mit ihren Rücken, Morgens aber ungerne hervorgehet. Die Hühner verkriechen sich haufenweise in den Staub (futtern sich). Die Gänse schnattern, gehen mit Geschrey zur Speise, zanken und beißen sich ums Futter. Die Tauben kom-

men wider ihren Gebrauch spät heim. Sie eilen auch sonst eilig und haufenweise nach den Taubenschlägen und Nestern, wann ein Regen bevorsteht. Pfauen schreyen des Nachts oft und laut.

** Zeichen von wilden Vögeln.

1) Zeichen einer Wetterveränderung überhaupt. Die Eule schreyt in der Nacht: geschieht beim Regenwetter, so folgt schön Wetter, und umgekehrt.

2) Zeichen des Regens, auch des Winds. Die Kraniche, Geyer, und andere Raubvögel schreyen zur Zeit des schönen Wetters sehr, oder schweben in einem Ring in der Höhe herum, wann Ungewitter bevorsteht; oder sie und die wilden Gänse verwirren ihre Flugordnungen, und ziehen stille fort, die Kraniche kommen herab in die tiefsten Thäler. Die Raben hängen sich an die Bäume, und schlagen mit den Flügeln. Raben und Krähen fliegen über hohen Gebäuden oder Felsen haufenweise im Kreise herum, lauffen hernach am Ufer des Wassers hin und her, schreyen sehr, tauchen sich ins Wasser. Die Krähen insbesondere sitzen im Wasser auf Steinen, und tauchen sich oft mit Geschrey, oder fliegen in großen Haufen weit, halten auch ihre Köpfe im Fliegen aufrecht. Die Dohlen sitzen einsam auf den Häusern, flattern mit den Flügeln, fahren mit dem Schnabel auf der Haut herum, als suchten sie etwas. Die Krähen machen gegen Abend ein großes Geschrey. Dohlen, Ugeln, oder Zäher (Heeren) schreyen sehr

sehr des Morgens. Die Nachtreule schreyt stärker bey gutem Wetter. Die Wasservögel baden, und tauchen sich mit großem Geschrey unter. Die Schwalben fliegen mit einem Geschrey über dem Wasser und Erde so niedrig, daß sie oft mit den Flügeln die Erde, Wasser, auch Wände berühren. Der Grünspecht knarrt und schreyt viel. Der Reiher verläßt sein Wasser mit Schreyen, setzt sich traurig aufs Feld, oder fliegt sehr hoch. Das Königlein (Zaunkönig) ist im Flug und Gesang lustig. Die Spazzen (Sperlinge) aber und andere Vögel zirpen und schreyen übermäßig, sind faul und traurig. Die Finken schreyen früh vor der Sonnen Aufgang. Das Rothbrüstlein versteckt sich in hohle Bäume, oder öde Häuser und Gemächer. Vögel, welche ihre Nester auf Bäumen und in Löchern haben, und insgemein auf Bäumen sitzen, eilen vor dem Regen nach ihren Nestern. Die Wasservögel, z. E. Meewe, Wasserhuhn u. s. w. verlassen ihr gewöhnliches Wasser, fliegen dem Land haufenweise zu, und schütteln neben dem Wasser auf dem Lande die Federn. Vögel, die ihren Aufenthalt auf dem Lande haben, z. E. Krähen u. dgl. versammeln sich am Wasser, tauchen sich mit Wasser, schlagen das Wasser mit ihren Flügeln, und besprengen sich. Vor einem Regen putzen viele Vögel ihre Federn, insbesondere die, so insgemein auf Bäumen sitzen, indem sie mit den Schnäbeln ihre Federn ausziehen, sie sind trauriger oder lustiger als zuvor, und verlassen gemeiniglich ihren Aufenthalt.

3) Zeichen des schönen Wetters. Die Kraniche ziehen in schöner Ordnung mit stetem Zuge fort. Die Feldermäuse streichen des Abends häufig herum. Die Raben sperren oft das Maul auf gegen die Sonne, sitzen des Morgens auf den Bäumen, und breiten die Flügel und Federn aus. Ihr Ton ist viel heller und freudiger. Die Holztauben rufen ungewöhnlich. Die Weyhen fliegen hoch in der Luft, und spielen miteinander. Die Nachtigall singt ohne Nachlassen, wider ihre Gewohnheit zu jeder Stunde. Der Eisvogel streckt am Ufer seine Flügel an der Sonne aus, und die übrigen Wasservögel verlassen das Ufer, und fliegen wieder der See zu. Die Spazzen zwitzern lustig, ehe der Sturm nachläßt. Die Vögel fliegen nimmer so niedrig, z. E. Schwalben.

4) Zeichen der Kälte und Wärme. Die Wasservögel, die sich gewöhnlich in Pfützen, Teichen (Seen), kleinen Flüssen aufhalten, begeben sich von dannen in große Wasser, die nicht leicht zufrieren, und verkünden baldige Kälte. Die Vögel tragen Meelbeere und Schlehen und andern Vorrath in alte Nester und hohle Bäume zusammen, und zeigen damit einen ankündenden kalten Winter an. Wann im Frühling der Neuntödrer (der größte Dornweber) kommt, so folgt keine Kälte mehr. Wann die Wintervögel, z. E. Kramersvögel, Schnepfen u. früher kommen, so bedeutets einen bald kommenden kalten Winter. Kommen die Sommervögel, Guckuck, Nachtigall, Schwalben, Feldermäuse
(wann

(wann man diese nicht unter die vierfüßigen Thiere rechnen will), überhaupt die Vögel, die vor dem Winter unsichtbar werden, weil sie wegziehen, oder sich bey uns verbergen, auch etwa, wie die Fledermaus, des Winters schlafen, haufenweise wiederkommen, und zwar bald; so ist der Frühling nahe, und wird der Sommer warm. Zeichen sie vor Michaelis nicht ab; so wird der Winter vor Weihnacht nicht hart. Wann die Vögel im Herbst feist sind, folgt ein kalter Winter; desgleichen wann die Waldvögel sich in die Waldbüsche verstecken, andere aber ihre Speisen nahe bey den Flecken suchen. Ein Guckuck, der viel schreyt, ein Storch, der viel klappert, wilde Gänse, die sich sehen lassen, verkünden einen warmen Frühling. Ist das Brustbein an der gebratenen Gans braun, so bedeutet Kälte; ist es weiß, so bedeutet viel Schnee.

IV. Zeichen von Fischen und andern Wasserthieren, z. E. den Amphibien.

1) Zeichen des Regens, Sturms, Ungewitters. Die Meeresschweine lassen sich oft sehen und hören, springen oben im Wasser, blasen und spielen. Die Fische springen bey noch hellem Wetter über das Wasser hinaus, oder gehen hoch im Wasser, daß ihre Rücken etwas heraussehen. Der Blackfisch begibt sich ans Land, und hängt sich an kleine Steine. Die Kröten kriechen häufiger hervor, die Frösche quacken ungewöhnlich stark des Morgens, und die Laubfrösche des Nachts.

2) Zeichen des schönen Wetters. Die Fische gehen, ehe schön Wetter kommen will, wieder öfters zur Zeit des Regens in die Höhe, und spielen auf dem Wasser. Dieses ist also ein Zeichen der Wetterveränderung überhaupt.

3) Zeichen der Kälte und Wärme, Sommers und Winters. Ligt der Froschleib im Anfang des Frühlings im tiefen Wasser, so bedeutet einen trockenen warmen Sommer; ligt er aber am Ufer in wenigem Wasser, so kommt ein nasser kühler Sommer. Ist die Leber des Froschs gegen dem Gallenbläslein zu, das ist zurück, breit, der vordere Theil aber spitzig, so folgt ein langer und harter Winter.

Anm. Man kann sich aus dieser hier vorkommenden Art von Thieren zwey Wetterpropheten leicht verschaffen.

1) Man setze einen Laubfrosch in ein großes hohes Gefäß, z. E. ein Glas, mit Wasser, gibt ihm einen Waasen (Nasen), worauf man ein kleines Stühlgen setzen kann. Man deckt das Gefäß in so weit zu, daß er nicht heraushüpfen kann, und daher noch Luft genug hat. So lange der Frosch auf dem Stühlgen sitzen bleibt, so bleibt das Wetter gut; geht er aber herunter auf den Waasen, so kann man auf eine Wetterveränderung schließen; steigt er ins Wasser herunter, so ist man eines anhaltenden regnerichten u. dgl. Wetters versichert. 2) Es gibt auch eine Art Fische, welche, wann man sie in ein Glas thut, und mit frischem Wasser unterhält, auf dem Grunde still liegen, so lange das Wetter heiter bleibt, bey erfolgender Veränderung aber sich

emporheben. Man nennt sie Bibbe, Quichorre, Steinpeitsche, sie haben fetten zähen Schleim überall, sind schlüpfrig, und daher kaum in der Hand zu halten, nicht viel größer als eine große Grundel, ausgewachsen, ohngefähr 5 Zoll lang, ähnlich den Neunaugen, sind unter dem Bauche gelblich, haben von den Fischohren an bis zum Schwanze auf beiden Seiten 2 gelbe Streifen wie eine Eider, einen Bart von 5 — 7 fleischigten sehr zarten Fasern an der Spitze des Mauls oben und unten, unter den Fischohren 2 Flossfedern, desgleichen 2 andere Flossfedern nach dem Schwanze zu oben am Rücken und unten am Bauche. Nach S. 1185 — 1192. des Hannover. Magazins Nr. 75. vom Jahre 1767. halten sie sich im Hannoverschen in Sümpfen auf, die im Frühjahre durch die ausgetretene Leine angefüllt werden, worinn sie sich, sonderlich, wann sie stark mit Schilf besetzt sind, sehr vermehren. Arme Leute ziehen ihnen die Haut ab, und essen sie. Ich weiß, daß man in Schwaben und anderwärts sie als Wetterpropheten hält, und sie mithin auch anderwärts in solchen Plätzen, die eben da beschrieben worden, zu finden sind. Drückt man einen solchen Fisch, sobald er aus dem Wasser kommt; so gibt er einen hellen quickenen Laut von sich, welches kein anderer Fisch thut. Man thut ihn in eine gläserne Schaale mit einem Deckel, und ohngefähr eine halbe Maas fließend Wasser darein, in welches man etwas reinen Sand schüttet, damit das Wasser durch dessen Bewegung **lib** werden kann. Man kann alle 14 Tage das alte

Wasser mit frischem verwechseln, er lebt aber auch frisch und gesund, wann das Wasser erliche Monate nicht abgewechselt wird, ja auch wann es fault, weil er in Sümpfen sonst zu leben gewohnt ist. Er hält über Jahr und Tage in seinem Gefässe aus, ohne daß man ihm eine andere Nahrung, als Wasser, gibt, nimmt aber in seiner Größe nicht zu. Bey einer mit Dünsten angefüllten Luft bewegt er sich munter in der Schaale herum, und macht hierdurch das Wasser trüb, hingegen bey heiterer Luft ligt er auf dem Sande so ruhig, daß man nicht einmal die geringste Bewegung an den Fischohren und Enden der Bartfäden siehet.

V. Zeichen von Insecten und Würmern.

1) Zeichen des Regens und Sturms. Muscheln hängen sich an die Steine, Krebse fassen kleine Sandsteine in die Scheeren, verdecken sich mit Sand, kriechen aus ihrem gewöhnlichen Wasser. Die Regenwürmer kriechen häufig aus der Erde, die Kellerwürme (Maueresel) kriechen häufig an den Wänden. Die Bienen wollen aus ihren Stöcken (Körben) nicht heraus, oder fliegen doch nicht weit davon hinweg; die draussen sind, fliegen den Stöcken zu, sammeln kleine Sandkörner mit den Füßen. Die Bremsen, Mücken, Flöhe stechen sehr; die Fliegen werden beschwerlicher, und fliegen den Leuten gern ins Gesicht. Die Spinnen kriechen aus den Wänden u. s. w. hervor, und fallen herab. Die Ameisen laufen gleichsam in die Wette, tragen ihre Eyer aus dem Haufen und wieder hinein,

ein, um sie, wann sie merken, daß die Luft naß ist, an einen sicherern und trockenern Ort zu bringen, lassen ihre Arbeit stehen, und verbergen sich unter die Erde. Ueberhaupt wann die Luft voll Dünste oder Wind ist, kann das fliegende kleine Unziefel nicht in die Höhe steigen, und begibt sich niedrig herab, besonders an windstille Orte: daher um selbige Zeit die Vögel, deren Speise sie sind, in der Niedere fliegen, und sie da auffuchen.

2) Des schönen Wetters. Die kleinen Mücken fliegen des Abends häufig beyeinander gleich einer Kugel nahe an der Erde auf und nieder. Die Regenwürmer werfen an der Erde kleine Häuflein neben einander auf. Die Bienen fliegen weit von den Stöcken weg, und kommen spät nach Hause. Man findet große Schwärme von Schnaken. Bey der Nacht glänzen die Johanniswürmlein, und dergl. leuchtende Käfer fliegen häufig.

3) Zeichen der Wärme und Kälte u. s. w. Wann die Ameisen im Julio ihre Haufen höher, als sonst gewöhnlich, machen, so bedeutets einen langen und frühen Winter. Erscheinen viele Hornissen und Bremsen vor Ausgang des Weinmonats, so folgt ein langer Winter.

II. Zeichen an Gewächsen.

1) Zeichen des Regens und Winds. Der Klee bekommt gegen den Regen einen dickern Stengel, und steht mehr aufrecht, hingegen biegen sich die Blätter niederwärts, schliessen sich wol gar. Insbesondere dient der Sauerklee

(oxalis acetosella) der an schattichten Orten, unter den Bäumen, Hägern, und in Wäldern wächst, vielen Landleuten statt eines Wetterglases. Breiten sich seine Blättlein aus, daß sie offen stehen; so hoffen sie einen heitern Himmel: ziehen sie sich aber unterwärts, und schliessen sich an die Stiele an, so erwarten sie gemeinlich eine kalte und regnerische Luft. Die Blumen riechen stark und weit aus Gärten und Wiesen, wann Wind und Regen bevorsteht. Die meisten Gewächse breiten ihre Blumen, sonderlich wann sie anfangen zu blühen, und die Blumenblättlein noch jung, zart und empfindlich sind, wie auch ihre Wolle, beym Sonnenschein am meisten aus, schliessen sie aber nicht nur gegen Abend, sondern auch wann es regnen will, wieder zu. Dieses siehet man an der Wolle des Pfaffenröhreintrauts, und andern, ferner an der Blume des Gauchheils. Sind die Blumen ganz geschlossen, so bedeutets Regen und trübes Wetter; schön Wetter aber, wann sie sich stark ausbreiten. Hr. Miller erzählt in seinem Garten-Lexicon T. II, S. 513. erster Ausg. übers. wann sich die in den Stoppelfeldern befindliche kleine rothe Blume, vom Englischen Landvolf Winco-pipe genannt, sich des Morgens öffne, so sey der Tag gewiß schön. Vermuthlich ist diese Regel, weil viele Blumen täglich zu gewissen bestimmten Stunden sich öffnen und schliessen (siehe öcon. Kal. 1771, S. 8 f.) so einzuschränken, daß sie sich zur ungewöhnlichen Stunde etwas früher, später öffnen oder schliessen. Z. E. die africanische Ringel-

gelblume öffnet sich Morgens zwischen 6 und 7 Uhr, und schließt sich wieder Nachmittags um 4 Uhr, wann die Witterung trocken ist; wann sie aber Morgens um 7 Uhr noch nicht offen ist, so regnets selbigen Tag gewiß. Donnerregen sind hier ausgenommen. Schließt der siberische Hasenkohl seine Blume des Nachts, so ist der nächste Tag meistens heiter; bleibt aber die Blume die Nacht über offen, so regnets darauf. Der abgehauene liegende Roggen knistert, als wann man einen Halm entzwey bräche. Vermahrt man einen großen vollkommenen Distelkopf an einem trockenen Ort, so schließt er sich von selbst zu, bekommt also eine andere Gestalt.

2) Zeichen der Wärme, Kälte, Sommers und Winters. Gibt es viel Schlehen, Meelbeere und Hasgebirten, so folgt ein kalter Winter. Fällt das Laub früh ab, so folgt feines gemäßigtes Herbstwetter; bleibt es lang in den Herbst hinein an den Bäumen, so kommt der Winter bald. Tragen die Eichbäume sehr viele Eicheln, und gerathen die Bucheln wohl; so dauert der folgende Winter lang, wird hart, und hat viel Schnee. Sind um Michaelis die Eichäpfel leer und naß, so folgt ein nasses Jahr und kein kalter Winter; sind sie aber dürr und eingeschrumpft, so folgt ein trockenes Jahr und kalter Winter. Wachsen sie früher, als um Michaelis, und in großer Menge, so kommt ein früher Winter vor Weihnachten mit vielem Schnee. Hauet man den 1sten Nov. einen Span aus einem Eichen- oder Buchbaum, und ist

dieser innwendig trocken, so wird der Winter gelind; ist aber der Span feucht und saftig, so besorgt man einen harten Winter.

Anm. Von Theilen der Thiere und Gewächse, die abgesondert und gehört worden, wird bey den Zeichen von leblosen Körpern instänftige gehandelt.

III. Zeichen an leblosen Körpern, und zwar an flüssigen Materien.

I. Hieher gehören die wetterwendischen Wasser, die sich bey Veränderung der Luft verändern und wunderbar zeigen. Wann ein Regen bevorstehet, mithin die äussere Luft leichter wird, bekommt die innere eine mehr ausgebreitete und größere Kraft, und da reißt und führet sie das Wasser, auch zugleich einiges erdartiges, welches dem Wasser, aus dem Grunde herauf, mitfolget, wovon es dick und trübe wird. Dergleichen Wasser können auch wegen der durch das Aufsteigen der Luft, wann viel Luft da ist, und haufenweise aufsteigt, poltern und kochen, als stünden sie über dem Feuer, sie können überlaufen, welches alles bey dem Wechsel des Wetters wieder aufhört. Einige Seen lauten und heulen bey Veränderung der Luft, und weisen wunderliche Figuren, als Häuser, Menschen u. dgl. welche sich von aufsteigenden und sich etwas verdickenden Dampf und Dünsten bilden, und Wassernixen, See weiber u. s. w. genennt werden; Wasserknall (Wasserschuß) aber nennt man den Knall, den das Wasser von sich gibt, wann die Wasser

Wasserblasen springen. Eben daher, wann vor einem Regen die äussere Luft leicht wird, begibt sich in dem Wasser dessen unterer grüner Moos in die Höhe. Das Meer brauset bey stillem Wetter ungewöhnlich. Die Brunnen und Flüsse trocknen ungewöhnlich bald aus. Je leichter, schneller und ohne viel Getöse ein Wasser siedend zu machen, desto leichter ist die äusserliche Luft, und desto eher Regen zu vermuthen. Das Gegentheil deutet auf Kälte.

2) Des schönen Wetters. Weisse Wolken oder Nebel stehen gerad über den Flüssen, und zerstreuen sich nicht weiter. Wirft das Wasser viel Blasen, so dauert der Wind nicht mehr lange.

3) Des Winters und Sommers. Aberglaubisch scheint, am Andreas-Abend, da der Mond am Himmel steht, ein Glas voll Wasser zu gießen, und zu bemerken, ob es in der Nacht überlaufft oder nicht. Im ersten Falle soll ein nasser Winter und Sommer, in diesem ein harter Winter und trockener Sommer kommen. Sind im Frühling Ueberschwemmungen, und tritt das Grundwasser häufig hervor, so kommt im Sommer ausserordentliche Hitze, und eine Menge Ungeziefer.

II. Zeichen am Feuer und Lichtern.

1) Zeichen des Regens und Windes. Die Kerzen und Licht der Oellampen sprasseln, spritzen Funken, ihre Strahlen sind stumpf und dunkel, sie brennen so dunkel, als wolten sie verlöschen, eine Krone von allerhand Farben, wie ein Regenbogen, ist um das Licht her, am Lochte scheint die Flamme schwarz, es setzen sich schwammähnliche

Landwirthsch, Balender 1772,

Puken am Lochte an, und verkündigen nasses stürmisches Wetter, das den Reisenden nöthiget, in das nächste gastfreie Haus sich zu flüchten; daher man sagt, jene Schwämme bedeuten einen zu erwartenden Gast. Das Feuer läßt sich nicht gern anzünden, brennt nicht gern, flattert auf dem Heerde, als ob es ausgehen wollte, sprasselt sehr, brennt blaß, der Schornstein hält den Rauch zurück, an Pfannen, Häfen, und Resteln bey dem Feuer bleiben viele Funken hangen, an glimmenden Kohlen hangt wenig Aschen, weil sie selbige mehr als gewöhnlich abwerfen. Steht ein Wind bevor, so zittert ein Licht, und die Flamme ist gebogen.

2) Zeichen bevorstehender Kälte. Das Feuer scheint im Winter röther, als es sonst ist, und die glühende Kohlen sind übermäßig roth und blank. In Defen brennt das Feuer mit einem Getöse.

IV. Zeichen an leblosen festen Körpern.

1) Des Regens. Wann die Luft mit Feuchtigkeit beladen ist, so ist zu vermuthen, daß sie sich derselben bald durch einen Regen entladen werde. Jenes erkennt man aus folgenden Zeichen, und vermuthet daraus einen Regen. Wohin die Luft eindringt, dahin führt sie auch die in ihr schwebende Dünste. Die Luft dringt in alle poröse Körper, besonders in leichte, die viel Raum einnehmen, und trockene, und dehnt sie aus, daß sie aufquellen. Ist der Körper sehr

E

hart, dicht und kalt, so ist zwar dieses nicht merklich: hingegen schwoizen der gleichen Körper, schlagen aus, oder vielmehr verdicken sich die aus der Luft an sie aussen sich hingängende Dünste, werden zu Tropfen, welche auch gefrieren, und eine Art von Reif werden können. Daher quillt das leichte trockene, z. E. tannene, ja auch das harteste und festeste Holz vor einem Regen auf. Die Thüren, Fenster, Schachteln wollen nicht zugehen, die hölzernen Zapfen lassen sich hart ausziehen und eindrehen, Tische, Kästen u. dgl. sonderlich von Eichenholz krachen, als wann sie reißen wollten. Die Schösser schliessen übel, die Saiten auf musicalischen Instrumenten ziehen sich an und springen, lederne Gürtel, Schuhriemen u. dgl. Bände, z. E. Stricke, schrumpfen ein, und werden kürzer. Diß gibt den Ursprung der künstlichen Zygrometer, von denen dieses sehr einfach ist. Man spanne ein 3 Schuh langes Stück Schnur an einer Wand aus, vermittelst starker in dieselbe eingeschlagener Nägel, und hänge in die Mitte der Saite ein Gewicht. Im trockenen Wetter steht das Gewicht niedriger, im nassen höher. Es ist gut, die Saite vorher 2 — 3 Tag in eine starke Pottaschen-Lauge zu legen. Salzigte Dinge, besonders alcalische Salze und Erden, ziehen, wann die Luft mit Dünsten beladen, diese häufiger als sonst an, z. E. das Salz wird feucht. Die Salze in der Erden lösen sich von der in die Erde eindringenden Luftfeuchte auf, und daher nimmt eine blanke Sichel in der Erde eine braune, grüne, oder an-

dere Farbe an. Der Rits löset sich aus den Rauchfängen von selbst ab, und fällt herab. Die Cloacke sinken mehr, als sonst. Die Steine, sonderlich der Marmor, schwoizen, wann nasses Wetter kommt, und so auch das Gemäuer. Die Erde, wann sie vom Regen bis zur Consistenz eines weichen Teiges angefeuchtet wird, riecht, aber nur in der Nähe, stark, welcher Geruch vergeht, wenn man mehr Wasser hinzuthut. Man kann es nachmachen, wenn man Kuchen von angefeuchteter Erde macht, sie trocknet, und aufs neue wieder anfeuchtet, so oft man diesen Geruch aufs neue verlangt. Meistens ist dieser starkriechende Dunst gesund und heilsam, und erquickt z. E. durchs Einhauchen nach einem Regen die in der Sommerhize Schmachrende wunderbarlich. An gewissen Orten ist er schädlich, und eine Ursache theils ansteckender, theils einer gewissen Gegend eigenthümlicher Krankheiten. Diese Ausdünstung des Erdbodens hört gänzlich auf, wann in kurzem Donner und Platzregen darauf folgen sollen, und wann diese da sind, kommt sie wieder sehr stark, nämlich nach geendigtem Ungewitter (van Swieten Comment. Tom. IV, s. 1210. pag. 100). Auf dem Felde ist diese Ausdünstung häufiger, als in den Städten. Wann mit der Electrismaschine bey aller Vorsicht keine Versuche von statten gehen wollen, ohnerachtet kein anhaltender Regen die ganze Luft mit Feuchtigkeit erfüllet hat; so steht Regen oder Ungewitter bevor. Wind und darauf folgenden stürmischen Regen, ehe man jenen noch fühlet, zeigt an, wann die See

See am Ufer wiederhallt, die Winde in den Wäldern heulen, desgleichen in den Höhlen, Feldern, Höhe der Berge ein Getöse erregen, Federn, Spreu, Spinnenweben an windstillen Orten sich bewegen, oder gar umfliegen.

2) Zeichen des schönen Wetters. Die Spitzen der Berge sehen hell aus.

3) Harter und kalter Winter folgt, wann ein Stein oder Tafelwerk, das sonst zu schmelzen gewohnt ist, zu Anfang des Winters trockener als sonst ist, oder die Dachtrausen etwas langsamer rinnen, als sonst; wann Dinge, die sonst feucht sind, ganz trocken werden, so bedeutets im Winter eine nahe und scharfe Kälte. Wann Wald und Haus nach einer starken Kälte ausschlagen oder bereist, ist das Thauwetter nicht weit. Die Luft ist alsdann schon etwas gelinder und wärmer, und daher, wann die in ihr jetzt fließende Dünste an Körper gerathen, die noch ihre Kälte behalten, frieren sie daran hin, so wie sich die Fenster in warmen Zimmern befeisen.

Anm. Die Zeichen des Regens und Winds sind meistens miteinander verbunden, weil gemeiniglich Regen und Wind vor einander hergehen, oder auf einander folgen, doch ist Ost- und Nordwind ausgenommen. Die Abwesenheit jener Zeichen oder das Gegentheil derselben ist ein Zeichen des schönen Wetters. Einige Zeichen scheinen mir zuverlässig zu seyn. Die übrigen sind entweder falsch, oder treffen nicht nothwendig zu, zum Exempel: wann die Luft mit Dünsten belaz-

ten ist, so fallen sie meistens in einem Regen in selbiger Gegend herab: aber ein Wind kann sie doch auch in eine andere Gegend führen, und sie können alsdann dort erst durch einen Regen herabfallen, wo sie der Wind an einen Berg hinjagt, oder einen ihm entgegengehenden Wind antrifft, und sie in beeden Fällen zu Tropfen verdickt werden. Dahin gehören die in der III. und IV. Classe angeführte Zeichen, welche zu den im folgenden zu beschreibenden Hygrometern Anlaß gegeben. Das rathsamste ist also, diese Sätze zu untersuchen, und besonders den Ursachen, worauf sie sich gründen, nachzuspüren, damit man sie vollständig, gewiß, und zugleich auch erkenne, ob sie das, was sie bedeuten, beständig, oder nur wegen zufälliger Umstände bisweilen hier und da nach sich ziehen. Denn nur so lange und in sofern zeigen sie etwas richtig an, als die Ursachen reichen und sich erstrecken. Alsdann würden diese Sätze bestimmte Sätze. Hierzu wird erfordert, daß man das, was man in der Regel als das angibt, worauf die bestimmte Witterung folgt, nicht gerad für die Ursache der Witterung, sondern auch für das ansehe, was mit der Witterung von einer dritten Ursache abstammt, und als ein (concomitans) neben der Witterung hergehendes, oder nur sonst der Ordnung und Zeit nach meistens vorhergehendes, und daher als ein bloßes Witterungszeichen ansehe. Ferner wird erfordert, daß man mehrere Beobachtungen richtig mache, sie miteinander vergleiche, und besonders darauf Acht gebe, ob alle Dinge von der in der Re-

gel gemeldten Gattung, oder nur einige, und zwar nur unter gewissen Umständen, z. E. wie es bey Menschen geschieht, nur die schwächliche, die besonders empfindliche, die Kranken diß Zeichen äussern, und bey Thieren nur die in der Freyheit lebende, oder auch andere. Was insonderheit die Thiere betrifft, so ligen bey dieser Untersuchung der Ursachen in Ansehung ihrer folgenden Sätze zum Grund, und weiter zu prüfen: 1) Man muß Menschen nicht zu Thieren, und so auch Thiere nicht zu Menschen machen, und nicht, (wie Virgil warnet, Georg. I. 415. ff.) ihnen Einsichten zuschreiben. Weil sie der Vernunft, Ueberlegung und des Vorhersehens mangeln; so haben sie ein subtileres Gefühl, das die kleinste Veränderungen bemerkt, so entstehen darnach sogleich Vorstellungen und Triebe, die ihre Kräfte so zu handeln bestimmen, wie es ihre und ihres Geschlechts Erhaltung fordert. Man sehe Keimarus von Thiertrieben. 2) Oft bewegen sie sich dahin, wo sie ihre Nahrung jetzt finden können, z. E. wo Insecten sich zu der Zeit aufhalten, oft dahin, wo sie jetzt z. E. in einer dickern, oder kühlern, oder ruhigeren, oder feuchten Luft besser sich bewegen und aufhalten können, oft erschreckt sie eine in ihrem Element empfundene Bewegung, oder ein an ihrem Leibe durch empfundene Stöße von außen, oder Druck der innern sich ausdehnenden Luft und Säfte, empfundener Schmerz, daß sie wie toll und betäubt werden, und nicht wissen, wo aus oder an, daß sie schreyen, sich auferst geben, oder doch unruhig wer-

den, auch in der Bestürzung fliehen. Oft fühlen sie durch die Veränderung der Luft oder des Wassers eine Lust, und geben den sich darnach, oft vermehrt, oft vermindert sich ihr Appetit, sie wollen sich nach ihrem Triebe durch eine besondere Speise oder Trank entledigen, die sie sonst bey dergleichen Gefühl erleichterte. 3) Die Gewächse verhalten sich wie Thermometer und Hygrometer u. s. w. die bey ihnen vorkommende Veränderungen kommen von der Masse, Wärme und veränderten Schwere der Luft, und sind nach Verschiedenheit ihres Baues und der in ihnen befindlichen Luftröhren, die den übrigen Safttröhren und Gefäßen eingeflochten, oder sonst mit solchen verbunden sind. 4) Bey den übrigen Classen Nr. III, IV. sind die Ursachen theils angezeigt, theils aus diesen dabey vorausgesetzten Sätzen leicht zu finden. 1) Die electriche Materie geht aus dem Innersten der Erde heraus, und wieder hinein, und es treten zwischen Himmel und Erden unaufhörliche Abwechslungen der Electricität ein. Im Wasser geht sie durch Dünste, und auch aufwärts gehende Blitze aufwärts, und durch Regen, sonderlich Plaz- und Donnerregen, Hagel u. dgl. kommt sie aus den zerrissnen Wolken wieder herab. Diese Abwechslungen wirken auf die Erde und Körper, z. E. der lebendigen, sonderlich der Menschen, die schwach an sich, oder einem Theile des Leibes sind. 2) Die Winde erheben sich eher in der obern Luft, und breiten sich nach und nach in die untere aus, wo sie erst nach einiger Zeit merklich werden. 3) Wann die Wirkung eine Neigung zur Trockenheit

fenheit oder Nässe annimmt, so läßt sie selbige nicht sogleich wieder fahren. 4) Nässe im Winter gibt gelinden, Frokfenheit harten Winter. Wann also das

Ende des Herbstes naß ist, so ist nach 4) und 3) ein gelinder Winter zu hoffen. Diese Sätze brauchen weitere Prüfung.

II. Von der Gesundheit der Menschen.

Luft und Wasser und Feuer haben einen gar wichtigen Einfluß auf die Erhaltung und Gesundheit der Menschen. Von denselben wollen wir jetzt anfangen zu handeln.

I. Die Luft wirkt auf unsern Leib und auf unsere Nahrungsmittel nach Beschaffenheit ihrer 1) Eigenschaften, der a) Dichtigkeit, b) Schwere, c) Elasticität, 2) ihrer Temperatur, d. i. Wärme und Kälte, 3) Reinigkeit oder Unreinigkeit, d. i. Vermischung mit fremden Theilen, deren Menge und Beschaffenheit veränderlich ist, 4) und endlich nach den in ihr vorgehenden Bewegungen, z. E. den Winden und andern Luftzeichen (Meteoren).

Eine dichte Luft, die zugleich rein und trocken ist, schadet nichts; dichte und schwere, oder mit vielen wässerigen und andern groben Dünsten beladene, hat eine geschwächte Elasticität, und ist sehr schädlich, man kann nicht recht ausathmen. Sie ist tödtlich, wann sie gar keine oder nur eine geringe Gemeinschaft mit der äussern Luft hat, wie z. E. in unterirdischen Höhlen und Gängen, deren Luftlöcher verfallen, in lange verschlossen gewesenem Gewölbern, verfallenen Brunnen, enge verschlossenen Zimmern, besonders wann viele Menschen diese mit ihren Ausdünstungen

erfüllen u. s. w. da wird die Luft dicht, voller Dünste, die endlich faul sind, und unelastisch. Man vergl. Kal. 1771, S. 13 und 14. Eine allzuleichte und dünne Luft ist auch zum Athemholen untauglich und schädlich, z. E. die Luft auf hohen Bergen, die gar zu heisse und trockene Luft.

Näßigwarne und trockene Luft ist heilsam, unterhält auch die unmerkliche Ausdünstung. Heisse aber, die zu lange anhält, oder zu schnell auf lang angehaltene Kälte oder Nässe kommt, schadet, und macht die Ausdünstung des Leibes zu gros, oder sonst unordentlich. Daher schadet es, wann sogleich plötzlich ein gar zu heisser Frühling einfällt. Ueberhaupt sind alle plötzliche Abwechslungen der Wärme und Kälte schädlich, z. E. wann im Sommer auf heisse Tage kühle Nächte folgen, oder heisse und kühle Tage miteinander abwechseln, mithin die Schweislöcher plötzlich erweitert und zugeschlossen werden. Erkältung im Sommer ist so möglich, als gefährlich, und verursacht insonderheit Nuhren, die am meisten in dem Julius und August herrschen, da die Tageshitze gros, die Abende und Nächte aber kühl sind. Bey einer grossen Hitze in der Luft, 1) suche man die Luft in Stuben und Schlafkammern frisch
E 3 und

und kühl zu machen (s. Kal. 1770, Nr. 1.)
 2) Man sey mäßig im Essen, und esse leicht verdauliche, erfrischende, milde, wässrige Speisen, wenig Fleisch, keine gewürzte und stark gesalzene Speisen, noch allzuwarne Suppen u. dgl. esse vielmehr Gemüse, Salate, Gartengewächse, süßsäuerliche und säuerliche Baumfrüchte. Leute, die Sommers viel arbeiten, also schneller und besser verdauen, machen eine Ausnahme. 3) Man trinke ja nicht kalt, wann man sehr erhitzt ist, oder stark schwitzt, welches schwere Krankheiten, auch plötzlichen Tod verursachen kann. Man meide bey heissem Wetter alle warme, alle hitzige Getränke, trinke nicht viel Wein, und am wenigsten den Branntenwein. Uebrigens trinke man viel, aber wässrige, säuerlicht verdünnende, jedoch etwas klebrigte und kühle Getränke. Der hart arbeitende kann Bier, Most und Wein mäßig trincken. 4) Man meide alle heftige Bewegung und starke Arbeit in der Tageshitze. In unserer Gegend ist ein Dorf, dessen Einwohner von langen Zeiten her ihre Heu- und Ernd- und Demd-Arbeiten von Abend an bis sie nimmer sehen, und von der Morgendämmerung an bis die Sonne heiß macht, verrichten, und den übrigen Theil des Tages zu Hause zubringen. 5) Man hüte sich vor aller Verkältung, besonders, wann die Schweißlöcher offen sind, und sie daher am gefährlichsten ist. Man meide die kühle Luft, und besonders die Zugluft, wann man stark geschwitzt hat, lasse das nasse Hemd nicht am bloßen Leib kalt werden, sondern ziehe ein trockenes an, liege, um die unmerkliche Ausdünstung

beständig zu unterhalten, des Nachts nie blos, sondern leicht und ordentlich bedeckt, lasse die Fenster des Schlafzimmers nicht offen, weil das Wetter des Nachts oft plötzlich kalt und windigt wird. Des Tags über kleide man sich nicht nach der Jahreszeit, sondern nach der Witterung, halte besonders den Kopf mit dunkelrothem oder weissem leichtem Sommerhut vor den Sonnenstralen bedeckt. 6) Vom Baden siehe bey dem Wasser.

Feuchte Luft erschlafft den Körper, hemmt die Ausdünstung, macht auch das Blut und unsere Säfte sehr wässrig. Ist sie noch darzu heiß, so schadet sie im Leibe noch mehr, sie erregt faule, Fleck-Fieber und bösertige Entzündungskrankheiten. Dergleichen feuchte und heisse Luft wird höchst unrein, voll fauler und stinkender Dünste, welche vornehmlich dort häufig sind, wo es nicht nur lange geregnet hat, starke Nebel, in der Nähe große Seen, viele stehende Wasser in Teichen, Gräben, Canälen, Sümpfen, Morästen, u. s. w. Pfützen sind, die ausgetretene Flüsse große Ueberschwemmungen machen, sondern auch dergleichen Wasser schlammigt, unrein sind, in der Nähe Hauf und Flachs im Wasser geröstet wird, man im Orte oder sehr nahe die Todten, zumal nicht tief genug begräbt, das crepirte Vieh nicht weit vom Orte, und zwar unter die Erde tief verscharrt, Misthaufen nahe vor den Fenstern der Wohnstube hat, alle übrige Unreinigkeiten bey den Wohnungen lange liegen und faulen läßt, in den stehenden Wasser viele scharfe Wasserpflanzen, Insecten

secten u. dgl. faulen, und man die Leiche, Canäle, Gräben nicht fleißig reinigt, und der Wind nicht dergleichen Dünste wegen der übeln Lage des Orts hinwegjagen kann. Man siehet leicht, wie man diese Gelegenheit zu faulen Dünsten abwenden oder vermindern könne. Dergleichen böse Luft verbessert und reinigt man a) durch Auslüften der Zimmer, da man beständig frische Luft darinn zu erhalten sucht, b) durch Dämpfe, die sie mildern, erneuern, und abkühlen, z. E. durch Besprengen der Zimmer mit Essig, Bestreuen des Bodens mit wohlriechenden Blumen und Kräutern; doch lasse man starkriechende Blumen nicht über Nacht in engen Schlafzimmern stehen, weil sie gern Kopfweh, Ohnmachten, u. dgl. verursachen. Den Leib selbst wahr man vor dem Schaden einer solchen Luft durch gute Lebensordnung, ist mit Weinessig u. dgl. gelind säuerlich gemachte Speisen, Körbel, Sauerampfer, schwache Weinsuppen, in Essig eingemachte Cucumern, u. s. w. trinkt zuweilen des Morgens einen Eßlöffel voll Essig, sonst Wasser mit Essig oder Wein, raucht Toback, wirft aber den Speichel aus, u. s. w. Weil die Dünste, die in der Luft schweben, durch die Schweislöcher in unsere Leiber sich begeben, und sich daselbst mit unsern Säften vermischen können, weil sie eben so in die Löchlein aller übrigen Körper sich hineinziehen, und mit unserer Speise und Trank in uns kommen, weil wir sie einathmen; so können sie uns auch häufig schaden und anstecken, besonders wann die damit beladene Luft einge-

schlossen ist, und mit der äussern Luft keine oder wenig Gemeinschaft hat. Es finden sich diese schädlichen Dünste am meisten da, wo viele Menschen, sowol gesunde als kranke, in einen engen Raum eingeschlossen sind, mithin in den kleinen niedrigen Stuben vieler Landleute, die von Menschen und Vieh und Federvieh oft vollgesteckt sind. Man erneure da die Luft beständig durch einen angebrachten Luftwechsel (s. Kal. 1770. Nr. 1. und VIII.) öffne einigemal des Tages die Fenster in den Wohnstuben, und Morgens früh im Schlafzimmer. Man mache die Stuben weit und hoch, trage Sorge, daß nicht zu viele Leute beneinander wohnen müssen. Wer in Krankenzimmern gehen oder darinn seyn muß, lasse vorher frische Luft in die Stube, räuchere mit Essig, Zucker, oder Wachholderbeeren, spere seinen Speichel aus, und sehe so viel möglich, daß ihm nicht der Hauch des Kranken, oder der Dampf aus seinem Bette gerade ins Gesicht fährt. Wo viele faule Dünste von faulenden Menschenleibern, Thieren oder Pflanzen aufsteigen, und diesen Orten nicht solche Lage zu geben ist, daß der Wind sie zerstreut, wenigstens sie nicht den Wohnungen gerade zuführt; so besetze man wenigstens dergleichen Plätze mit wohlriechenden Bäumen und Pflanzen, oder pflanze dergleichen auf die Gräber. Die feuchte wässerige Dünste in Häusern und Kellern, wo die innere Luft von der äussern nicht recht gereinigt wird, sind auch schädlich, dringen durch Holz und Mauern, machen in solchen Wohnungen alles faul und schimmlicht, man athmet eine dumpfige Luft, darinn eine dumpfi-

ge,

ge, feuchte, vom Dunst des Schleims und vermoderten Holzwerks angestechte faule Luft. Neue feuchte Wände sind mit ihren Dünsten auch schädlich. In diesem Fall koche man Nuzöl, und überstreiche die Mauer damit. Wann sie trocken worden, 3. E. in 2 — 3 Tagen, so überstreicht man sie wieder, wie jenesmal, mit siedendem Nuzöl. Das thut man überhaupt 2 — 3mal. Diß heiße Del dringt in die Zwischenräume des Kalks, und verstopft sie völlig, daß die Feuchtigkeit aus der Mauer nicht mehr herausdringen kann. Hierauf kann man die Wand, wie man will, mit Oelfarbe anstreichen lassen, die Farbe wird weder abschleffen noch abfallen, wie es geschieht, wann man die Wand nicht zuvor so, wie gesagt, mit siedendem Nuzöl überstreicht.

Gelinde kalte trockene Luft ist sehr gesund: strenge Kälte aber erregt allerlei Uebel, die sich oft erst äußern, wann gelinde Witterung darauf folgt. Man stellt sich dagegen sicher, 1) wann man die Vollblütigkeit durch eine zeitige Aderlässe vermindert, und hierdurch Schlagflüssen und Blutstürzungen vorbeugt, 2) den Leib und das Blut gelinde erwärmt, aber nicht erhitzt. a) Wein und Branntenwein, aber nur mäßig trinken, und sich dabey bewegen, ist recht gut, aber nichts schädlicher als sie häufig trinken. Kachelöfen b) heißen die Stuben am besten. Nichts ist schädlicher zu ertragen als schnelle Hitze und schnelle Kälte in den Stuben, besonders aber die üble Gewohnheit, die Stuben oft heißer zu machen, als die Hitze der Luft in den

Hundstagen ist. Wie schädlich ist es, aus der sehr heißen Stube vom Ofen hinweg, sogleich in die sehr kalte Luft, d. i. aus dem Backofen in die Eisgrube, zu gehen. Eben so ist es, wann man lang in der Kälte war, und schnell in eine heiße Stube gehet, und oft gar den Ofen umarmt; besser ist es, vorher in eine temperirte Luft gehen, allerhand Bewegungen machen, bis man einige Wärme spüret, darauf erst in die warme Stube gehen, nicht aber nahe zum Ofen, und warmes Getränk genießen. 3) Man schützt die Theile des Leibes wider die unmittelbare Berührung der kalten Luft durch a) ordentliche Bedeckung, oder b) schlüpfrig machende Mittel, wie man in sehr kalten Ländern das Gesicht mit einer Fettigkeit bestreicht. Kleider halten den Leib warm, und bedecken ihn wider die unmittelbare Berührung der bloßen Haut von der kalten Luft. Wer nicht von Jugend auf abgehärtet ist, kleide sich nicht auf einmal leicht in der Kälte, sondern versuche es nach und nach. Zu warm kleide man sich nie. Die Mittelstrafe in der Bekleidung bewahrt die Gesundheit am besten. Der Kopf ist in Regen und Wind und strenger Kälte mit einem Hut oder Kappe zu bedecken, aber es ist schädliche Thorheit den Kopf in dicke Pelzmützen, warme Kappen, u. dgl. einzuhüllen. Brust- und Bauchküssen u. dgl. Wämse, Pelze, u. dgl. sind bey niemand zu dulden, als alten Leuten, deren natürliches Feuer schwach, deren Gedärme schwach, und die daher oft Coliken und Durchfälle haben, die wegen überhandnehmender Verschleimung der Säfte oft mit einem Husten

Husten beschwert sind. Es ist nichts schädlicher, als immer in seinem eigenen warmen und feuchten Dunstkreis sich selbst durch Pelze und dicke Kleider einsperren, welche die von dem Körper ausgehende Dünste, d. i. die von unsern Säften abgeschiedene unnütze und unreine Theile aufhalten, sammeln, nicht verfliegen lassen, sondern machen, daß sie den Leib umgeben, und wieder in ihn sich hineinziehen. Ein Gesunder hält also seinen Leib lieber durch Bewegung und solche Mittel, welche das Blut in stärkern Umlauff bringen, z. E. Arbeit, als durch Kleider warm. So macht es der Bauer, und bleibt eher gesund. Den Füßen fehlt es von selbst an natürlicher Wärme, sie spüren daher auch die äußerliche Wärme am ersten. Wann sie kalt sind, leidet der ganze Leib. Man halte sie vorzüglich warm, und von der Nässe frey durch dicke Strümpfe, Schuhe mit dicken Sohlen, und bey strenger Kälte wickle man 2 — 3mal Papier um Füße und Zähne, welches die Kälte vorzüglich abhält. „Die Hauptregel ist: „den Kopf halte man eher kalt als „warm, die Füße hingegen immer „warm.“ 4) Man suche, so viel möglich, das Blut in gleichem Umlauffe durch den ganzen Leib durch Leibesbewegung zu erhalten, sonst kann man die Kälte nicht verwehren. Man mache sich also bey hellem Wetter des Tages einige Stunden Leibesbewegung.

Kalte und feuchte Luft ist auch schädlich, doch nicht wie die heiße feuchte. Sie macht kalte Fieber u. dgl. sie herrscht in kalten feuchten Orten, sumppigten Gegenden, in der reglichsten Landwirthsch, Kalender 1772,

Herbst- und Frühlings- Zeit, im November und März. Man a) trockne die Sümpfe aus, und leite stehende Wasser ab, b) räuchere in den Stuben mit Storax, Mastix, Zucker, Wachholderbeer, c) bewege den Leib in einer etwas wärmern Luft, daß die Säfte nicht stocken, d) schlafe wenig, e) trinke guten geistigen, oder Branntenwein, aber sparsam, f) meide schlaffmachende und wässerige Nahrungsmittel, z. E. viele Suppen, viel Thee, ferner harte und geräucherte Speisen, esse hingegen die mit Salz, Pfeffer, Ingber, Kümmel, Lorbeerblättern, Zwiebel und andern Gewürzen gewürzte Speisen. g) Man rauche Toback.

II. Zu der Luft gehören auch die Blähungen, oder eine in unserm Leibe, nämlich Magen und Gedärmen, vornehmlich eingeschlossene, elastische, das ist, sich ausdehnende Luft, welche aus den verdauten und aufgelöseten Speisen auch Getränke sich entwickelt, besonders aus den Speisen, die sehr viel Luft halten, z. E. Kettig, der mehr Winde macht, als vertreibt, Hülsenfrüchten u. dgl. Diese Luft geht theils beyne Aufstosen durch den Mund, oder durch die Winde weg, theils bleibt sie im Leibe, dehnt sich in der Wärme aus, zieht sich in der Verkältung zusammen, und schlupft alsdann durch enge Oeffnungen in kleine Höhlen hinein, aus denen sie, wann eine folgende Wärme sie ausdehnt, hernach schwer herauskommen kann. Es kann auch ein in Dünste aufgelöstes flüssiges Wesen, wann nämlich eine starke Hitze im Leibe ist, neue Luft erzeugen, und also etwas blähen,

hen, indem vorher seiner Natur nach, nicht viel eigentliche Luft war. Diß thut besonders ein gährendes Getränk, z. E. junges Bier u. dgl. Es thurs auch die verhinderte Ausdünstung, welche in die Gedärme zurücktritt, sonderlich nach Erkältung der Füße, weswegen im Winter die Blähungen häufiger erzeugt werden. Diese Blähungen bleiben im Leibe, wann die Gedärme schlapp und mit Schleim angefüllt sind, mithin der Ausdehnung nicht widerstehen können. Fette Sachen, besonders bey dem Abendessen, wenn man darzu noch kalt darauf trinkt, werden nicht aufgelöst, und schmieren die Gedärme ein, und machen sie schlapp, dergleichen eine sitzende Lebensart und kaltes feuchtes Temperament. Blähungen drücken die Blutgefäße und Nerven im Magen und Gedärmen, und erregen allerhand Zufälle vermittlest derselben sowol in nahen als entfernten Theilen des Leibes, z. E. engen Athem, Kopfweh, Schwindel, einem Schlagfluß ähnliche Zufälle, Zusammenfahren und Erschrecken im Schlaf, Krampf, auch im Kiefer, Ohrenschmerzen und Klingeln, Herz klopfen, Mutterweh, Windsucht, Gliederzittern, Frost in den äussern Theilen u. s. w. Der Arzt weißt Mittel, sie und den zähen Schleim und gährende Materien aus dem Leibe fortzuschaffen. Z. E. eine Mixture von Melissen und Beymenthen, Wasser mit Wein bereitet, Chamillen und Quitten, Zimmetwasser, Liquor anodynus und Pomeranzen-Syrup: dergleichen 1 Scrupel bloßer Salpeter mit einem Tropfen Muscatenblüth, Zimmet, oder Cajepu-Öel, Elystire, dünne Suppen mit Wein,

Citronenschalen, etwas Gewürz, Haringe, Sallat, und Wein darauf getrunken, Reiben am Magen, Kopf, Wirbel ic. Aldann hüte man sich vor neuen, mithin vor blähenden und gährenden Speisen und Tränken, man arbeite und gebe sich Bewegung, befördere die Ausdünstung, sitze nicht viel, hüte sich vor vielem Essen, warmem Getränke, spätem Nachtessen, Sizen vor und nach Tische, Erkältung der Füße, Weibsteute vor allzustarkem Einschnüren, verhalte die ausgehenwollende Blähungen so wenig, als es die Umstände erlauben, hüte sich vor heftigen Gemüthsbewegungen, Anhäufung und Stockung des Geblüts ic.

III. Wasser. Die Alten hielten das Wasser viel höher als wir, und waren auch zum Theil um deswillen gesünder, weil sie sich desselben mehr bedienten. Es war ihr vornehmstes Getränk, und sie wuschen sich auch häufig damit. Wassertrinker sind jetzt noch gesünder, und leben länger, als andere. In mehreren Ländern, z. E. Italien, Frankreich ic. fürchtet man sich nicht, wie wir, Wasser auf Fisch und Obst u. dgl. zu trinken, und kommt dabei weit besser zu recht, als wir, die wir blindlings glauben, der Magen leide bey dergleichen Speisen Noth, wann man sie nicht in die geistige Getränke Wein, Bräutenwein, im Magen versenke. Auch bey Kranken vermindert das reichlich, nur nicht zu heiß und kalt, sondern laulich getrunkene, Wasser am allerbesten die Hitze, kühlt und verdünnet das Geblüt, macht die durch Hitze trockenen und zusammengeschrumpften Fasern weich und schlüpfrig, löset

löset die fremde und schädliche Materien auf, und spült sie ab. Daher haben die alten Aerzte, und auch viele neuere, die Arzneyen mit vielem Wasser vermischt gegeben, z. E. ein oder anderes dienliches Kraut mit Wasser abbrühen oder abkochen lassen, wovon der Kranke nicht nur etliche Tropfen, oder ein paar Löffel voll, sondern mehrere Gläser voll trinken mußte, und mehr Wirkung verspürte. Auch in langwierigen Krankheiten sind die Wasser kräftige Mittel. Gott hat es zu einem der besten und allgemeinsten Hülfsmittel gemacht, damit die Armen, welche sich oft andere Arzneyen nicht verschaffen können, nicht veräußt und verlassen wären. Auch die mineralischen Wasser, Bäder und Sauerbrunnen, wirken mehr oder viel leicht allein als Wasser, denn durch ihren übrigen fremden Gehalt, sie mögen kalt oder warm seyn. Die reinen, leichten, einfachen Wasser dienen wider Gries, Stein, Gliederschmerzen, unterdrückte Reinigungen u. s. w. Blos Regenwasser, wie Sauerbrunnen getrunken, daß man damit auf, und absteigt, hat die Tollheit und Schwindsucht curirt. Blos Trinken des kalten Wassers befreyt vom Podagra, daher es in Frankreich Capucinerarzney heißt. Wer kalter Natur ist, schwache Nerven hat, trinke es nicht kalt, sondern entweder natürlichwarmes Quellwasser, oder nach diesem schlecht Wasser, welches warm gemacht worden. Kommt es alsdann in einen leeren Magen, so ist es in allen von der Unreinigkeit in Gedärmen, oder von einer dicken und zähen Beschaffenheit der Säfte, entspringenden

Krankheiten dienlich. Weil lau Wasser, allein genommen, Ekel erregen kann, so gibt man ihm einen Geschmack, indem man es auf Kräuter oder andere Arzneymaterialien gießt, oder damit kocht. Es ist aber irrig, wann man diesen die Kraft allein zuschreibt; und es ist meistens unnöthig, daß wir, um das Wasser zum Trinken schmackhaft zu machen, unsere Kräuter vorbegehen, und eines nehmen, das weit her ist, z. E. den Thee, der an sich, wie Hr. von Linné gezeigt und bewiesen hat, unter die schädliche Kräuter gehört. Uebrigens ist das gewiß, daß die Arzneyen durch Hülfe des Wassers, als des allgemeinsten und vortrefflichsten Auflösungs- und Zuführungsmittels, am besten in die Säfte unsers Leibes übergeführt werden können, indem es selbst zugleich eine gute Arzney ist, die Vollblütigkeit und Verstopfungen und Entzündungen verhütet oder hebet, die natürliche Ausleerungen erleichtert, die Säfte gehörig flüssig und frey von Schärfe erhält; die Schweißlöcher reiniget, und die Ausdünstung, als den gesündesten und nöthigsten Auswurf unter allen, in Ordnung erhält. Es taugt für alle Temperamente, Alter, und beede Geschlechter. Man sollte also von der Kindheit an bis ins höchste Alter über den Mahlzeiten Wasser trinken, und zwar jedesmal nie weniger, als dreymal mehr denn die besten Speisen sind, die man gegessen, beedes nach dem Gewicht genommen. Z. E. wer 1 Pfund ist, solle 3 Pfund Wasser trinken. 1 Pfund Wasser ist 1 Schoppen bey uns. Man sollte das Herz nehmen, hierinnen so weise zu ver-



den, daß man über unsere so gemeine Vorurtheile und eigene Gewohnheiten muthig sich hinaufsetze, und nicht sogleich jaghaft würde, wann die neue Lebensordnung durch Vorspiegung der Phantastie ein midriges Gefühl zu erregen scheint. Mich dünkt, es sey nicht daran zu zweifeln, „daß Gott, der ein Liebhaber des Lebens, und gegen allen gültig ist, der allen verheissen hat: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen, Hebr. 13, 5. dasjenige, was einem jeden Menschen nöthig und gesund ist, auf dem Erdboden allgemein mache, und man schliessen dürfe, das gemeinste Erhaltungsmittel ist das beste. So findet man es beym Brode; so findet man es beym Gehen, welches die beste und gesündeste Leibesbewegung ist. Die Natur gibt an sehr wenigen Orten einen Wein, und wo dieser zu pflanzen ist, so hat ihn Gott so vielen Zufällen unterworfen, daß er selten in Menge geräth. Er ist also nach der Anweisung der Natur nicht der ordentliche Frank für die Menschen, sondern eine Arzney. Wer ihn nach Durst und noch unmäßiger trinkt, strafft sich selbst mit Verlust seiner Gesundheit. Als eine Arzney trinkt man das Wasser zu Stillung der Hitze und des Durstes, zur Reinigung des Magens, der Gedärme und der übrigen Wege, zur Verdünnung des Bluts und anderer Säfte, und Wegschaffung der Spannung der festen Theile; und zwar trinkt man es so, daß man mit einer kleinen Portion anfängt, dieselbe nach und nach vermehrt, bis man sie gros genug findet, und nachmals die Portionen eben so nach und nach vermindert.

Man kann auch das Wasser mit Nutzen äußerlich gebrauchen, durch Baden und Waschen, theils zur Erhaltung, theils zur Wiederherstellung der Gesundheit. Die Alten brauchten es hierzu häufig, heut zu Tage aber versäumen wir bey uns es allzusehr. Wir reinigen unsere Thiere, und öffnen die Poros ihrer Haut wieder, und sehen, wie gut es ihnen ist, denken aber selten daran, das auch unserm eigenen Leibe zu Lieb zu thun. Man kann den ganzen Leib, oder auch nur einen besondern Theil oder Glied, ins Wasser selbst, oder auch nur in den Dampf des Wassers bringen: Man kann nämlich den ganzen Leib bis auf den Kopf eintauchen, oder das halbe Bad brauchen, da man bis an den Nabel oder den Magen aufgerichtet im Wasser sitzt, die obern Theile aber trocken und bedeckt hält, oder nur ein Fußbad nehmen. Das Wasser kann kalt, lau, warm seyn, es kann blos Wasser, oder mit etwas anderm vermischt seyn; es kann leichter und subtiler, oder schwerer und dichter seyn. Das leichte dringt besser in die Schweislöcher ein, löset auch besser auf, und reinigt also besser, besonders, wann es warm ist.

Kaltes Wasser wirkt auf den darein getauchten Körper, indem es alle dessen Theile umgibt und gleichförmig drückt, durch seine Kälte die festen Theile zusammenzieht, mithin den erschlafften mehr Spannung gibt, und die flüssigen verdickt, und endlich durch seinen Druck alle Flüssigkeit von den äussern Theilen zurück, und in das Innerste hineintreibt, so daß die ins Wasser eingetauchte Glieder

der zur Zeit des Badens wenig Blut empfangen und fassen, nach dem Bade aber das Blut stärker in sie eindringt, stärker umläuft, und der Körper warm, lebhaft wird, frey ausdünstet, und, wann er im Bette ligt, schwizet. Das kalte Baden, wann es öfters und anhaltend geschieht, gibt den schlaff gewordenen festen Theilen wieder ihre gehörige Spannung, erhält die Schweißlöcher der Haut in gehöriger Ordnung und Oeffnung, heilet also kräftig alle Krankheiten, die aus einer Schwäche oder Erschlaffung der festen Theile entspringen: aber man muß es in der Zeit brauchen, ehe die Eingeweide angegriffen, oder Verstopfungen entstanden sind, zur Zeit, wann die Säfte nicht scharf, grob, zähe, oder in allzugroßer Menge vorhanden sind, und sich also nicht aus diesem Theile des Leibes in einen andern fortreiben lassen, oder etwa schon ein oder ander Eingeweide verstopft, entzündet und geschwächt ist. Diß öftere kalte Baden verwahrt, indem es die Fasern elastisch macht, wider Krankheiten, die aus verhinderter oder in Unordnung gebrachter Ausdünstung entspringen, und ist desto mehr dort zu gebrauchen, wo veränderliche und unstete Witterung in Ansehung der Kälte und Wärme ist. Eltern sollten ihre Kinder von ihrer zarten Jugend zum kalten Waschen und Baden gewöhnen, welches sie munter, stark, und gesund erhält. Kalt Wasser ist ein geschwindes und wirksames Mittel bey frischen Verrenkungen oder Quetschungen. Das Waschen des Kopfs, nicht nur des Gesichts allein, mit kaltem Wasser, überhaupt,

das nicht warm halten desselben, und Vermeidung der dicken, warmen Nachtlappen und Einwicklung des Halses mit Tüchern u. dgl. auch so gar nicht, wann man bey kaltem, nassem Wetter reiset, verwahrt vor Flüssen am Halse, Geschwulsten, Schnupfen, macht auch die Wunden und Verletzungen des Kopfs weniger gefährlich. Das Baden im warmen Wasser war bey den Alten sehr gebräuchlich, sie giengen erstlich in eine Stube, die eine temperirte Wärme durch Einheizung bekam, und kleideten sich da aus, von dieser in eine andere, worinn 3 Gefäße, eines mit Wasser, das die Blutwärme hatte, eines mit noch wärmerem, und das dritte mit so heißem Wasser, als man es nur leiden konnte, standen. Sie begaben sich in ein Gefäße nach dem andern. Daran stieß eine Kammer ebenfalls mit 3 Gefäßen, deren eines mittelmäßig laues, das andere laues, und das dritte kalt Wasser hatte. Sie begaben sich nach dieser Ordnung in ein jedes. An diß Zimmer stieß die vierte Kammer zum Ankleiden, worinn man sie trocknete und reinigte, die Haut nämlich mit dienlichen Bürsten, Pinseln und wollenen Tüchern riebe, sodann mit dienlichen Oelen oder Salben schmierte, um die Haut gelind zu erhalten, und die aus übermäßiger Ausdünstung entspringende Entkräftung zu verhüten, worauf sie sich ankleideten. Bey dem allen badeten doch nicht alle auf gleiche Weise, sondern richteten sich nach der Jahreszeit, und Beschaffenheit des Körpers, s. E. in die erste und vierte Stube mußten alle, aber, was die zweyte und dritte Stube betrifft,

trifft, so mußte, wer eine kalte Natur hatte, in heiße, wer hitziger Natur war, nur in die laulichte und warme Stuben und Bäder u. s. w. Vollblütige und fette Leute ließen sie nicht ins Bad, ehe die gehörige Ausleerungen geschehen waren. Niemand gieng darein mit vollem Magen, und ehe er sich entledigt hatte, desgleichen, wer schwache oder verstopfte Eingeweide hatte. Im kalten Bade mußte man den Kopf zugleich oder vorher eintauchen, im warmen Bade aber den Kopf ja nicht ins warme Wasser tauchen, oder dessen Dünsten aussetzen. Man kann in das Badwasser auch dienliche Kräuter thun. Das warme Wasser dehnt durch seine Wärme die festen Theile des Leibes aus, verdünnert und erhitzt die flüssigen, drückt aber durch seine Schwere, die aber geringer als beym kalten ist, die äußerlichen Gefäße des Leibs zusammen, und treibt hierdurch das in ihnen erhitzte und verdünnete Blut in die größern Gefäße und Eingeweide hineinwärts zurück. Beym warmen Baden muß man, besonders zärtliche Leute, welche schlaffe Fasern haben, die geschickte Jahreszeit, Witterung, und ein dem Zustand und Temperament des Körpers gemäses Bad in Ansehung der Wärme erwählen. Nie gehe man in ein allzuheißes Wasser, und erwähle ein Wasser, das so rein als möglich von fremden Theilen ist, das leicht und weich ist. Die Hauptwirkung von warmen Bädern ist die Erweichung und Nachlassung der Fasern überhaupt, besonders der Fasern der Haut und der Schweislöcher, welche dadurch geöffnet und gereinigt werden, daß sie ihre Feuch-

tigkeit durch Ausdünstung und Schweiß von sich geben. Es wirkt nicht blos äußerlich, sondern merklich auf die innern Theile und den ganzen Bau des Leibes. Es dient bey harten Geburten, in Spannungen, Steifigkeiten, Krampf, Zuckungen, Erwärmung und Stärkung kalter, schwindender, gelähmter Glieder, Verschließung der Schweislöcher u. s. w. Ein warmes Fußbad öffnet die Schweislöcher der Füße, macht derselben Fasern weich und schlaff, erweitert die Gefäße, leitet die Feuchtigkeiten aus dem Leibe heraus nach diesen äußersten Theilen, und befreit die edlern gepreßten Theile, ist daher sehr kräftig in Kopfschmerzen, Entzündungen der Augen, trocknen und krampfhaften Husten, und Engbrüstigkeit, Schwermuth, Herzklopfen, Colik u. s. w. Salz, oder etwas Asche ins Fußwasser gethan, macht das Wasser durchdringender. Tissot rathet in der Colik neben dem Fußbade, Zücher in warm Wasser getaucht über den Bauch zu schlagen, und viel Thee, z. E. 3 Schoppen bis 1 Maas, lau zu trinken. Das Baden überhaupt erhält die Ausdünstung, und wann sie ins Stocken gerathen, stellt sie selbige wieder her. Daher ist es sehr gut bey kalten Fiebern, zwischen dem Fieberanfalle oder gegen das Ende eines Anfalls warm zu baden, wann man vorher mit Salzen lapirt hat. Mutterbeschwerden, Hypochondrie und Schwermuth heilet oder lindert warmes Baden, und Wasser curweise getrunken. Ein warmes Bad ist eine stärkende Erquickung für ermüdete Reisende. Die rechte Jahreszeit zum warmen Baden sind die warmen Mo-

Monate, zum kalten aber die kalten Monate. Man bade nie, als bey leerem Magen und Eingeweiden, wann die Verdauung und Ausleerung durch Stuhlgang und Urin geschehen, Morgens früh, oder Nachts, und lege sich darauf zu Bette. Niemand bleibe länger im Bade, als so lange er findet, daß es ihn erquickt und stärkt. Im Bade bewege man sich nicht viel, und rede nicht viel. Man zwinge niemand zum Baden, wann er Abscheu darsür hat. Niemand bade weder kalt noch warm, dessen Eingeweide oder Blutgefäße voll sind, der an einem innerlichen Theile Entzündung, Verstopfung oder eine besondere Schwäche hat. Beym warmen Bade halte man den Kopf ausser dem Wasser, bedecke ihn trocken und leicht, oder lasse ihn blos, oder bedecke ihn mit einem in kalt Wasser getrunkenen Tuche, wann das Geblüt einem sehr leicht ins Gehirn oder Augen tritt, und einer dem Kopfweh oder Schlassucht ic. unterworfen ist. Den übrigen Theil des Leibes lasse man blos bis auf die Theile, welche die Schaam zu verbergen befiehlt. Eine dicke enge Kleidung hindert die gute Wirkung, indem sie verhindert, daß nicht immer neues Wasser die Haut berührt, und die Unreinigkeit auflöset und abwaschet. Man bade an einem bedeckten Orte, und nicht zu heiß, das Wasser solle nie wärmer, als das Blut eines gesunden Menschen seyn. Man ahme den Bädern der Alten nach, z. E. bey einem Fußbad, das im Anfang kaum lau ist, giesse man nach und nach warm Wasser zu.

Man läßt auch bisweilen kalt oder warmes Wasser auf den Leib oder ein Glied tröpfeln oder fallen, woben man im Bade oder ausser demselben sitzen, liegen, stehen kann. Diß ist sehr kräftig in alten harten und kalten Geschwulsten, in Steifigkeit und Lähmung der Gelenke, in Gliederreissen, Nichte u. s. w. Schweißbäder, oder der Wasserdampf, mit dem man umgeben ist, wirken alles, was von warmen Bädern gesagt worden, und sind noch durchdringender, dienen wider Lähmungen von zähen Säften, Schmerzen und Lähmungen an Gliedern und Gelenken, Geschwulsten u. s. w. Man braucht sie vermittelst der Schwitzkästen ic.

Es gibt einen großen Unterschied unter den Wassern, wann ein Wasser klar und durchsichtig, ohne Geruch und Geschmack ist, schnell heiß, und auch schnell wieder kalt wird, keinen Bodensatz zurück läßt, wann es ausdünstet oder gekocht wird, oder eine Weile gestanden ist, auch in Töpfen, u. dgl. worinn man es kochet, keinen Stein an den Wänden anlegt, die Saifen gut auflöset, wann mans kocht, nicht viel schäumt. Taucht man ein Stück Leinwand in verschiedene Wasser, so ist dasjenige das dünneste, wo die darein eingetauchte Leinwand am ersten trocken wird. So ist das Quellwasser, das von einem hohen, felsigten, steinigten, sandigten Boden schnell herabstürzt. Das Wasser hält auch, wann es rein ist, einen subtilen Geist, den man den Wassergeist nennt, in sich, aber das eine mehr als das andere. Er zeigt sich durch viele im Wasser aufsteigende

gende Bläslein, dergleichen durch den Schaum, den das Wasser von sich gibt, wann man es frisch von der Quelle her in eine wohl verstopfte Flasche thut, und hernach umrüttelt. Das Wasser gibt einen feinen in die Nase stehenden Dampf, wann man den Pfropf (Kork) aus der umgerüttelten Flasche sacht ausziehet. Er verfliehet bald bey einer gelinden Wärme, und also auch, wann die Sonne ein Wasser bescheint. Je mehr davon ein Wasser hat, desto dringender und kräftiger ist es. Bey kaltem Wetter bleibt er eher im Wasser, daher sind alsdann die Wasser in ihrer größten Vollkommenheit, indem kaltes trocknes Frostwetter diese Geister so in die Enge treibt, daß sie das Wasser ungemein stark machen. Morgens frühe trifft man ihn auch noch auf den Wassern vor Sonnen Aufgang an, daher die Regel gekommen, daß man die Wasser, die durch Trinken oder Baden kräftig wirken sollen, morgens früh unbeschryen, d. i. ehe sonst noch jemand aufgestanden ist, der einen anreden kann, holen müsse. Eben aus dem Grunde sahen die Alten auch auf die Lagen der Quelle. Sie zogen die Quelle, die gegen Morgen flos, allen vor, weil ihr Wasser die wenigste Veränderung durch die Sonne litte. Hernach kam bey ihnen eben deswegen die Quelle, deren Wasser gegen Abend flos; Mittagsquellen verwarfen sie, weil ihre feinsten Theile durch Erhitzung von der Sonne zerstreut würden und wegünsteten, und sie verwarfen auch die Mitternachtsquellen, weil ihr Wasser wegen seiner Kälte roh und schwer zu verdauen seye.

Ben den Wassern hat man ferner zu sehen 1) auf die Natur des um die Quelle herum liegenden Bodens, aus welchem sie einniges auflösen oder doch mit sich wegführen kann; 2) auf die Beschaffenheit des Plazes, über den das Regen- und Schneewasser geloffen, als man es sammlete, da 3. E. ein unter freyem Himmel aufgefangenes Regenwasser reiner ist, als das erste, so vom Dache herablaufft, und den Staub und Koth der Vögel auf dem Dache in sich nimmt; 3) ob Schneewasser im März oder zu Ende des Herbsts gesammelt wird, indem jenes reiner ist, ob das Regenwasser nach einer langen Dürre, oder nach einem kurz vorhergegangenen Regen gesammelt worden, indem letzteres reiner ist; 4) ob das Quellwasser langsam oder schnell fließt, indem das letztere vorzuziehen ist; 5) ob es ein Quell- oder Schöpfbrunnenwasser ist, indem letztere meistens unreiner, härter sind, und den stehenden Wassern gleichen, wann man sie nicht fleißig ausschöpft. 6) Flüsse sind unreiner, weil viel Staub und verfaulte Gewächse und Thiere, viele andere Unreinigkeiten, besonders wann sie durch ein Dorf, Stadt u. laufen, darein kommen. Doch haben Flüsse, die an den höchsten Bergen entspringen, und schnell fortfließen, reineres Wasser als andere, die das nicht thun, über thonichten, schlammichten Boden laufen. Stehende Wasser sind die unreinste und ungesundeste für Menschen und Vieh. Man reinigt die Wasser 1) durchs Seihen, indem man sie durch reinen Sand, der in einem hohen Gefässe, schichtenweise mit Stroh ver-

vermengt, ligt, lauffen läßt, oder auch sie vor dem Seihen faulen läßt, 2) durch Niederschläge. Dergleichen sind einige Kal. 1771, S. 69. zu finden. Man kann sie auch mit Hausblasen, oder andern klebrigten Dingen schönern. Kocht man das Wasser, so verdünsten aus den stillstehenden viele faule Theile, das übrige setzt sich zu Boden, wann man es kalt werden läßt. Es wird auch verbessert, wann man mit einem Blasbalg Luft durchbläst, wann man saure Sachen, z. E. Essig, darunter mischt. Wasser, das durch Regen u. s. w. aus der Luft herabfällt, löscht den Durst nicht so gut, als Quell- und andere Wasser auf dem Erdboden.

Harte Wasser haben in sich eine gewisse Säure und Erdsheile. Sie dienen nicht die Wäsche zu waschen, zum Bierbrauen, Färben, überhaupt nicht zur Erweichung und Auflösung. Das darinn gekochte Fleisch wird roth. Hülsenfrüchten, z. E. Erbsen, kochen nicht darinn. Sie werden weich, wann man ein wenig Pottasche darein wirft, oder auch nur Asche von Holz &c. in ein Gefäß thut, und diese Wasser einige Stunden darüber stehen läßt. Man löset die Pottasche vorher in Wasser auf, und tröpfelt davon in jenes nach und nach so viel und so lange ein, bis, wann nach dem vorhergehenden Eintropfeln das Wasser wieder helle worden, und man aufs neue eintropfelt, keine weiße Wolken mehr entstehen. Eine halbe Stunde darauf kann man das Wasser trinken, und sonst so gut, als ein von Natur weiches Wasser, brauchen.

Landwirthsch, Kalender 1772.

IV. Das electriche Feuer hat einen vorzüglichen Nutzen in Heilung vieler Krankheiten. Wäre es nicht zu wünschen, daß auf dem Lande der Geistliche, oder die Barbierer oder sonst ein verständiger Mann, den Landleuten die electriche Curen mit gehöriger Vorsicht und Geschicklichkeit beybringen könnten? Hrn. Commissarii Hartmanns Schrift von der auf Krankheiten angewandten Electricität, Hannov. 1770. gibt hievon weitere Nachricht und Unterricht. Man findet, daß sie geholfen bey rheumatischen Zufällen, die von sogenannten Flüssen herkommen, nämlich Kopfweh, Zahnschmerzen, Schwindel, fließenden und triefenden Augen, Entzündungen, Klingen, Säusen der Ohren, bey Stockungen, z. E. verstopften Schweislöchern und Gedärmen, Verhaltungen im Geblüt, Zufällen von der Mutter und goldenen Ader, schwachen und dunkeln Augen, bey arthritischen, gichtischen, krampfigen Zufällen, nämlich Gliederreissen, reißenden Flüssen, Gicht, Gliederweh, Zipperlein, der Gicht in Armen und Händen, Füßen, Knien, Rückenschmerzen, Hüft- und Lendenweh, Schmerzen an der halben Seite des Leibes, bey Krampf, krampfigten Mutterbeschwerden, Gliederzittern, Spannungen, vom Frost erstarrten Gliedern, Schlassucht, fallender Krankheit, Säusen und Brausen der Ohren, Krampf in den Augenbraunen, ängstlichen Vorstellungen des Blitzes in den Augen, bey Lähmungen, z. E. Gliederlähmungen, Lähmung der Zunge, Lähmung von Colik, vom Fall, von Schlagflüssen, Verziehen des Mundes, Erstarrung des

E

Leibs,

Leibs, Schwindung und Fühllosigkeit der Glieder, oder in den Lenden, Gehörsfehlern und Taubheit, Gesichtsfehlern, die von Stockung der Nervenäfte kommen, dem Staaren, Hypochondrie, bey schlaflosen Nächten, bey Fiebern, bey wässerichten Geschwulsten, Sprachlosigkeit, u. s. w. Diese Curen heilen oft schnell, und haben sonst noch viele dem Landmanne besonders dienliche Eigenschaften.

V. Der Safran ist, in einer gewissen Dosis genommen, ein wahres, aber

sanftes, Gift. Erstlich bringt er ein unmäßiges Lachen hervor, sodann stürzt er in Schlaf, erregt angenehme Träume, die aber mit dem Tode sich endigen, und wirkt wie Opium. Man hat öfters in Gatinois in Frankreich Personen sterben gesehen, die aus Unvorsichtigkeit auf Ballen, die mit Safran angefüllt gewesen, eingeschlafen waren. Gießt man ihn mit Wasser an, und trinkt viel davon, so bringt dieser Trank die Sinnen in Verwirrung. Sollte das unsere Leute auf dem Lande, das des Safrans sich so häufig bedient, vorsichtiger machen?

III. Viehzucht und Vieh-Ärzeneyen.

1) Vierfüßiges Vieh.

1) **W**ann ein Pferd vernagelt ist, so zieht man den Nagel, der den Schmerzen macht, heraus, den man findet, wann das Pferd zuckt, so bald man darauf klopfet; hierauf läßt man einige Tropfen Myrrhen- und Aloe-Tinctur in die Wunde lauffen, und streicht sie mit Wachs zu, damit die Ärzeney nicht wieder ausfließt, wann das Pferd den Fuß niedersezt. Die Rähkrankheit der Pferde entsteht aus einer plötzlich unterdrückten Ausdünstung durch eine plötzliche Erkältung, z. E. wann es durch eine starke Arbeit u. dgl. sich erhitzt hat, und es sogleich in einer kalten Luft, kaltem starkem Winde, still steht, oder gar ins Wasser geritten wird, oder sogleich trinkt, oder zwar in einem warmen Stalle steht, aber ein starker Luft-

zug darinn gemacht wird, oder wann man es stark gegen den Wind reutet. Oft ist ein Fieber dabey, das im Anfang leicht ist, aber den Tod bringen kann. Man suche die unterdrückte Ausdünstung wieder herzustellen, aber nicht durch starke Schweistreibende Mittel, z. E. nicht durch Horn, Haare, sondern man reute es warm, und dann reibe man es in einem warmen und dichten Stalle mit Stroh so lange, bis sich der Schweiß gelegt hat; oder man stelle es in einen warmen Stall, behänge es mit Decken, gebe ihm $\frac{1}{2}$ — 1 Loth Bibergeil-Essen; (Essent. Castor.) mit etwas Wein ein, und verhüte, daß es sich während der Zeit nicht erkälte. Meistens ist auch die Aderlässe zum Anfang der Heilung gut. Sind schon von den in die Füße gefakten Feuchtigkeiten um den Huf herum erhabene Keifen, so rühre man 2 Pfund Bohnenmehl mit Loröl

Soröl, so viel als genug ist, zu einem dicken Brey, thue 1 Löffel voll Weingeist dazu, mische es wohl, und lasse es über dem Feuer bis zu einem dicken Brey kochen, schlage es siedend heiß in den Huf ein, einen andern Theil davon läßt man so kalt werden, daß man eben die Hand darinn leiden kann, um die Krone des Hufes schlagen, und ein Tuch darum binden. Diß thut man täglich 4—5 Tage lang. Mittel für die übrigen Zufälle bey dieser Krankheit trifft man auch, wie diese, an in Hrn. Prof. Erlebnens pract. Unterricht in der Vieh-Arzneykunst S. 248 ff.

2) Eine gleiche Krankheit hat auch, aber doch nicht so stark, anderes Vieh, das man alsdann verfangen oder ver schlagen nennet. Das Rindvieh unterläßt dabey das Wiederkäuen, hat kalte Ohren und ein kaltes Maul. Ins gemein schneidet man ihm in die Ohren, und reibt das Maul mit Salz; noch besser ist es, ihm ordentlich Ader zu lassen, und innerlich etwas Wachholderbeeren einzugeben. Schweinen, die auch kalte Ohren bekommen, und nicht fressen, schneidet man in die Ohren, und gibt Steinöl ein. Frist das Vieh Kräuter, die ihm ein Blutharnen zuwege bringen, so braucht man zusammenziehende Dinge, z. E. Schaafgarbe, oder Mennig, Tormentill, oder Wasser, worinn glühendes Eisen abgelöscht worden. Oft entsteht es von andern Ursachen, z. E. von einem Stein, oder Wollblütigkeit. Die Fehler bey der Milch schreibt man häufig einer Hererey zu, und braucht abergläubische Mittel. Wenig Milch gibt die Kuh, wann

die Nahrung bey ihr auf den ganzen Leib geht, und diese schafft man ab; oder wann man sie nicht gut füttert, und alsdann gibt man ihr mehr und besser Futter, oder wann man sie nicht jedesmal rein ausmilkt. Man rathet an, den Kühen, welchen die Milch vergeht, die in einem Backofen gedörrte Zäpflein von Haselstauden zu Pulver gerieben einige mal Morgens und Abends mit einem Stücke Salzbrod einzugeben. Gibt das Vieh Blut mit der Milch, so kommts meistens von einer Entzündung in der Eutern her, die man an ihrem Geschwulste, der Hitze und Röthe siehet. Man macht Umschläge aus erweichenden Kräutern, z. E. Papeln, Steinklee, Holderblüth, Camillen mit den Blumen u. s. w. die man in Wasser oder Milch abkocht, warm, aber nicht heiß, auflegt, und zwar so oft von neuem, als die ersten auf der Haut kalt werden. Man kann auch nur die Euter mit ungesalzner Butter schmieren, und, wann es sollte zur Vereiterung kommen, sich der gewöhnlichen Mittel bedienen. Oft verdirbt die Milch in Milchgefäßen, die nicht vollkommen reinlich gehalten werden, oft bekommt sie blaue Flecken, wann die Luft im Gemache, worinn die Milch stehet, nicht rein ist.

3) Die spanische Schaafzucht ist um der Güte der spanischen Wolle willen vortrefflich. Sie, die zur Nachahmung als ein Muster von einigen empfohlen wird, ist einer näheren Beschreibung würdig, damit man sieht, wo und wie weit eine Nachahmung möglich ist. Sie ist eine herumziehende Schaafzucht, dergleichen die Schaafzucht Abra-

hams, seiner Vorfahren, und Isaac und Jacobs und der Morgenländer ist.

a) Die Hauptsache ist, daß die Schaafse Sommer und Winter unter freyem Himmel bleiben, ohne in Ställe eingesperrt zu werden, daß sie des Winters in einem warmen Lande sind, und des Sommers, wo die Hitze ihnen beschwerlich fallen würde, in einem sehr viel kältern, dessen Sommer nicht so sehr von dem milden Winter des warmen Landes verschieden ist, und daß sie bequem von dem einen Lande ins andere kommen können. Darzu gehört nun 1) eine vortheilhafte Lage des Landes, 2) und große freye unbebauete Plätze. Diese trifft man in Spanien an. 1) Es ist gleichsam ein großer gegen Norden aufgerichteter Berg, der gegen Norden so hoch ist, daß noch im August Schnee auf dem Gipfel ist. Er geht nicht, wie unsere meisten Berge, auf einmal, sondern sanft gegen Süden nieder, bis endlich in Andalusien und andern südlichen Provinzen Thäler entstehen, in denen selbst im Winter der Schnee eine solche Seltenheit ist, daß man zu Sevillen ihn für ein Zeichen des jüngsten Tages gehalten hat. Diese Lage macht, daß man in einer Entfernung nur von wenigen, 3. E. 9 — 10 deutschen Meilen für die Schaafse des Sommers ein hinlänglich kühles, und des Winters ein hinlänglich warmes Land haben kann, worinn sie in beiden Jahreszeiten stets unter freyem Himmel bleiben können, und in deren eines sie aus dem andern kommen können, ohne eine allzuweite und langwierige Reise machen zu dürfen. Denn es ist bekannt, wie emp-

findlich ein Schaaf gegen heftige Kälte und Wärme ist, und daher unter freyem Himmel nicht wohl Sommer und Winter in eben derselben Gegend bleiben kann. 2) In Spanien gibt es eine Kette von Gemeinheiten (Allmanden, freyen unbebauten wüsten Plätzen) von Norden bis Süden, durch welche man süglich die Schaafsheerden von Süden nach Norden, und umgekehrt, treiben kann. Wo der Weg etwa durch angebaute Gegenden geht, müssen die Eigenthümer eine Straße, wenigstens 90 englische Ellen breit, für die Schaafse frey lassen. In Spanien halten sich also die Heerden, welche 7 Millionen stark sind, und zu denen etwann 25000 Menschen, nämlich 1 Hirte auf 200 Stücke, als Hirten gehören, in den südlichen und warmen Provinzen unter freyem Himmel auf, und wenden sich im Anfang des Frühlings immer auf den darzwischen gelegenen wüsten Plätzen, die niemand zugehören, waidend, nach den nördlichen, auch im Sommer kühle bleibenden hohen Gebürgen. Hier bringen sie in derjenigen Entfernung von der Hitze, welche der Natur der Schaafse so zuträglich ist, den Sommer zu, und gehen bey dessen Ende wieder in die südliche Gegenden zurück, wo sie den milden Winter unter freyem Himmel zubringen können. Es ist nöthig, daß man in diesen Gegenden gut und so viel Wasser habe, daß die Schaafse trinken können, die aber doch nicht täglich zu trinken brauchen. Mithin taugen darzu Gegenden, die zum Ackerbau zu trocken und unfruchtbar, und deswegen unbebauet sind. Der Oberschäfer, der 50
Hir-

Hirten nebst eben so viel Schaafhunden unter sich hat, hat Acht, daß jede Heerde wieder auf die Stelle kommt, wo sie vor dem Jahre gewaidet worden, und wo die Schaafmütter gelammet haben, und wollen dadurch die Veränderung der Wolle verhüten. Allein die Schaafse suchen selbst diese Stellen, und finden sie leicht. So bald der April heranahet, bezeugen sie durch mancherley unruhige Bewegungen eine merkliche Ungedult und Begierde, ihre Winterwaide zu verlassen, und, wann man nicht genau Acht gibt, so laufft oft eine ganze Heerde dem Hirten 3 — 4 Meilen weit davon, allein er findet sie allemal wieder, sie nimmt keinen andern Weg zurück, als den sie hergekommen. 6000 Schaafse in Spanien werfen jährlich über Abzug aller Kosten einen Gewinn von 36000 unserer Reichsthaler ab.

Von dieser stets unter freyem Himmel herumziehenden Schaafzucht wird 1) die Wolle so fein und seidenhaft: denn in eben dem Spanien haben die Schaafse, so Nachts im Stalle gehalten werden, eine längere und gröbere schlechte Wolle. Ein Schaaf, das beständig in einer gleichen gemäßigten Luft lebt, behält die Feinheit der Wolle lebenslang unveränderlich. Man findet, daß die feinwollichte Schaafse, wenn man sie den Winter über zu Hause behielt, nach wenigen Geschlechtsfolgen in der Wolle ganz ausarten würden, und hingegen, wenn man die schlechtwollichte von einer Gegend des Himmels in die andere reisen ließe, ihre schlechte Wolle sich in wenigen Geschlechtsfolgen in eine bessere verändern müßte. Auch in Deutschland findet man,

was die freye Luft zur Feinheit der Wolle be trägt, indem bey den zweyschürigen Schaafsen die Wolle, die im Sommer über gewachsen, und man im Herbst abschiert, besser ist als die Winterwolle, die man im May ihnen abnimmt. 2) Fallen die herumziehenden Schaafse fast alle weiß, nur unter den schlechtwollichten Stallschaafsen sieht man buntgeschäccte. Ueberhaupt alle Thiere, die in offener freyer Luft leben, behalten ordentlicher Weise die Farbe ihrer Väter.

b) Auffer diesem beobachten die Spanier noch folgendes, um eine Menge feiner Wolle zu erhalten, welches der Hauptzweck ihrer Schäferey ist. 1) Sie hatten grobwollichte Schaafse, bekamen aber feinwollichte mit der Wissenschaft der Schäferey aus der Barbarey und Syrien, und verbesserten auch ihre grobwollichte Schaafse, worinn man ihnen also folgen kann. Man nimmt zu der inländischen Art gemeiner grobwollichter Schaafse, 1 feinwollichten spanischen oder englischen Widder höchstens auf 15 Schaafse. Die Lämmer hiervon sind die erste Zeugung, oder halbe Blendlinge, weil ihre Wolle schon weit besser als der Mütter ist. Die Böcklein (junge Störe) schafft man weg, und behält nur die Schaafslämmer zur weitem Zucht, die man wieder von ausländischen Widdern, aber andern, nicht von ihren eigenen Vätern, bespringen läßt. Dieser halben Zeugung oder ganze Blendlinge, und haben eine sehr feine Wolle, doch nicht ganz die Feinheit der Wolle des

ausländischen Vaters. Die ganzen Blindlinge läßt man wieder von neuen ausländischen Widdern bespringen, alsdann hat man an dieser dritten Zeugung eine völlige gute Art, welche so gut und feine Wolle als der Vater hat. Nun kann man von diesen Lämmern der dritten Zeugung die Schaafse und Böcke zur Zucht brauchen, muß aber von jetzt an Sorge tragen, daß sie nicht wieder ausarten. a) Man läßt nämlich keinen Widder seine eigene Schwestern oder Töchtern bespringen, sondern nimmt Widder von andern Heerden. Je öfter man die Böcke umwechselfelt, desto besser ist es: die Schaafse werden größer, geben mehrere und feinere Wolle. Es versteht sich von selbst, daß man jederzeit einen Widder, der gesund, stark, feinweißwollicht ist, einzutauschen habe, und zwar 1 auf höchstens 15 Schaafse, weil die Lämmer untauglich werden, wann man einem Widder mehrere Schaafse gibt. Niemal gebrauche man bey einer Heerde einen Widder über drey Jahre nacheinander; er ist bey andern Heerden noch eher zu gebrauchen, und mithin auszutauschen. Man lasse keine Schaafse von Widdern aus ältern Zeugungen bespringen, z. E. keine Schaafse der vierten Zeugung durch Widder aus der dritten oder zweyten Zeugung. Man bediene sich also der Widder von etlicherley Zeugung mit den Schaafsmüttern, z. E. daß beide aus der dritten Zeugung, aber von verschiedenen Heerden, sind: aber noch besser ist es, wann man den Schaafsen Widder aus jüngern Zeugungen gibt, z. E. einem Schaafse von der dritten einen

Widder von der vierten Zeugung; darsauf sehen die Spanier vornehmlich, und lassen sich oft einen Widder, den sie in ihrem eigenen Lande kaufen, 100 Ducaten kosten. b) Uebrigens arten die Schaafse auch aus, wann man sie nachlässig wartet oder pfleget. Im Winter solle man sie ja vor einer sehr warmen, dumpfigen, dicken Luft bewahren. Je reichlicher, doch nicht überflüssig, man sie im Winter füttert, desto frischer sind sie. Allzusparfame Winterfütterung macht sie mager, ihre Fettigkeit löset sich in ein wässerichtes Wesen auf, und zwar desto mehr, je fetter sie im Herbst in den Stall kamen; und dieses verursacht Wassersucht, Pocken, Kauden, verfaulte Leber, Lungensucht u. s. w. Man halte lieber weniger Schaafse, damit man sie recht füttern kann. Durch diese Nachahmung hat Schweden seine Schaafszucht unglaublich verbessert, und mithin läßt sich das auch bey uns nachahmen. Die also aufgezogene Schaafse werden weit stärker und frischer, ertragen auch die Kälte besser, können auch im Winter hinaus auf die Waide getrieben werden, wovon sie ganz gut arten, und reiche und feine Wolle bekommen, weil die kalte Lufttheilchen sich hinein in die Wolle dringen, und ihr eine feine Feuchtigkeit geben, die zur Treibung und zum Wuchse der Wolle dienlich ist. Daher wird eben auch die Wolle der spanischen Schaafse, die des Nachts im Felde sind, von dem kühlen Thau feucht und naß, und hernach fein. Würde also nicht unsere Wolle noch gröber werden, wenn unsere Schaafse des Nachts nicht unter freyem Himmel im Pferche stünden, sondern

bern immer im Stalle gefüttert würden? Schaafse, die man auf die beschriebene Art erzeugt und aufbringt, brauchen etwas mehr zu ihrem Unterhalt, aber sie tragen mehr Nutzen ein. Z. E. vor jener Verbesserung gab 1 Schwedische Schaaf 2 Pfund Wolle, nach derselben 10 — 12 Pfund. Die Wolle ist viel feiner, und also theurer zu verkaufen. Die Schaafse werden weit größer, beym Schlachten weit mehr und besseres Fleisch. Kann man nicht gleich ausländische spanische Widder haben; so kann man doch bey seiner Heerde vieles von dem bisher gesagten anbringen, z. E. feinwollichte inländische oder böhmische Widder zu den Heerden thun, und wie oben gesagt ist, damit verfahren. Der Widder, dem das Lamm meistens, auch in der Wolle, nachartet, soll schöne, helle, funkelnde Augen, und eine kurze Nase haben, breit über die Schultern seyn, weite und starke Beine, einen festen und stolzen Gang, dicken Hals, großen langen und wollreichen Schwanz, dicht aneinander gewachsene ganz feine und weisse Wolle haben, seine Zunge soll gleichfarbig, rein, und ohne braune, rothe oder weisse Flecken seyn. Man nehme zum Bespringen keinen, der jünger als dreijährig ist, und noch nicht 6 Schaafelzähne hat. Bey den Spanlern 2) ist es nicht gebräuchlich, die jungen Böcke, die man nicht zum Bespringen der Schaafse hat, zu Hämmeln zu machen, oder zu verschneiden, sondern man waidet davon ganze Heerden besonders, und läßt sie nie zu den Schaafen. Diß thut man mit grossem Vortheile. Man gewinnt mehrere Wolle, nämlich 3 un-

verschchnittene Widder geben so viel Wolle, als 4 Hämmel und 5 Mutterschaafse; sie leben auch länger, indem sie erst im achten Jahr ihre Zähne verlieren, also auffer Stand gesetzt werden, das Gras zu kauen, welches bey den Hämmeln im 6ten, und den Mutterschaafen schon im 5ten Jahre geschieht. In Spanien verschneidet man die alten Widder, und schlachtet sie. Die Israeliten durften nach 3 B. Mos. 22, 24. gar kein Vieh, also auch Schaafse nicht, verschneiden. Die alten Widder, wann sie wegen ausgefallener Zähne nicht mehr fressen konnten, wurden bey ihnen todgestochen, und blos ihr Fell gebraucht. 3) Ich will nur noch eines beyfügen, welches die Schaaffschur betrifft. Man hat zu derselben zweyerley Gebäude, erstlich das Schwizhaus, eine lange, schmale, niedrige Hütte; in dieses treibt man Abends die Schaafse, die man folgenden Tages scheeren will, hinein, daß sie wacker schwitzen müssen, um die Wolle für die Scheeren geschmeidiger zu machen, und diese, so zu reden, einzuschmieren, daß sie besser schneiden. Morgens darauf bringt man sie nach und nach in das geräumige Schurhaus, das gleich daran stoßt, und scheert sie. Die geschornen Schaafse gehen in das Feld, wann es schön Wetter ist, um etwas zu waiden, und kehren des Abends wieder in den Hof des Hauses zurück, wo sie unter dem Schutz der Mauern stehen bleiben. Wann es aber sehr kalt und regnet seyn sollte, so bringt man sie in das große Schurhaus, weil die Schaafmütter so weichlich sind, daß sie ohne Gefahr nicht gleich nach dem

dem Scheeren einer kalten und nassen Nachtluft auszusetzen, sondern auf diese Weise nach und nach anzugewöhnen sind, die freye Luft zu vertragen. Das weitere sehe man in Herrn Hofrath Michaelis vermischten Schriften 1 Th. S. 118 ff. und in Hassfers Goldgrube eines Land- des u. s. w.

4) Vorbauungs- (Präservativ) Mittel für Schwoeine sind 1) gestosen Spiesglas $\frac{1}{2}$ Quintl. dieses purgirt, ferner 2) gleichviel Schwefel, Mann, Lorbeer, mit ein wenig Camirus in Säcklein genähet, und in den Trank gelegt, 3) eine Schnitte Wagenschmier, 4) lebendigen Schwefel $1\frac{1}{2}$ Quintl. auf einer Butterschnitte gegeben, 5) eine Ladung Schießpulver, 6) Affodillwurzel, oder Angelik ins Trinken gelegt. 7) Man gibt 30 Schweinen mit Kleyen, Eberwurzel, Liebstockelwurzel, Lorbeer, Wachholberbeer, von jedem $\frac{1}{4}$ Pfund, Knoblauch 6 Loth, Cardobenediktenkraut, Wermuth, Raute, Reinfarnkraut, Krausemünze, Liebstockel, Fenchelkraut von jedem 1 Pfund, Salpeter und Spiesglas von jedem 2 Loth, zerschneidet, vermischt alles miteinander, kochts mit Wasser in einem großen verdeckten Topfe. Von diesen Mitteln erwählt man sich eines, und gibt eines davon des Monats einmal den Schweinen. Schwein-Kalender. Im Jenner streut man wohl unter, mit Stroh, auch Sägmehl, ver- wahrt sie wider die Kälte, gibt warmes Getränk, aber nicht zu heiß. For- zung. Man mästet die noch übrigen, zieht Zuchtferkel auf. März und April. Junge wohl warten, und noch Ferkel zur Zucht absetzen. May.

Täglich Christ- oder Liebwurzel ins Ge- tränk legen, sie nicht zeitig austreiben. Brachmonat. Das obige Mittel Nr. 7. wöchentlich geben, wegen schäd- licher Thau und Ungezieser, Wermuth und Gentian ins Getränke geben, vor 9 — 10 Uhr, ehe die Sonne den Thau aufgeleckt, nicht austreiben, in großer Hitze auch nicht, nicht allzufalt Wasser sauffen lassen, daß sie nicht erkranken. Zeimonat. Wieder Vorbauungs- Mittel geben, fleißig nachsehen, ob sie nicht das (Ranz-) Korn haben, die großen oft in die Schwemme treiben, die jungen von Flachsäckern, die anfahren und aufgehen, abhalten. August. Schweine zur Mastung auslegen. Die Ferkel diesen Monat nicht zur Zucht behalten, sondern schlachten. Herbst- monat. Junge Schweine noch vor dem Anfang der Kälte mästen. Wein- monat, ebenfalls noch mästen, und die man nicht zur Zucht behält, verkauf- fen. Wintermonat, wie im Wein- monat. Christmonat. Von jetzt an bis zum 21 März die Schweine belegen lassen. Mittel wider die Finnen geben. Den Mastschweinen, die nicht fressen wollen, auf dem Ofen gedörrten Haber geben. Die Ferklein mit Milchmolken, Mehltränklein und gesotten Korn zum Fressen gewöhnen. Den Schweinen das Futter, mit heißem Wasser gebrüht, ge- ben, z. E. Affricht (Brühts) vom Ge- treide mit untermengten gestosenen Rü- ben, Leinbollen, Weintrester, Obstres- ter, Krautblätter, Linsen, Wicken, Hirsen, Kley u. Krankheiten. 1) Die Finnen erkennt man an den schwarzen Blätterlein auf der Zungen. Wann einer

einer, indem der andere dem Schwein die Zunge befiehet, dem Schwein auf den Schwanz tritt, so wird man der Finnen auf der Zunge nicht gewahr. Man kann sich also vor diesem Betrug hüten. Mittel dagegen sind $\frac{1}{2}$ Quintl. roh Spiesglas, oder eine Ladung Schießpulver, oder das oben Nr. 7. angeführte Mittel, auch Erbsen, Hanfsaamen, geschrotene Wicken, desgleichen Lorbeer und Wachholderbeer, Ebrätschen Beere, jedes 1 Hand voll, grauen Schwefel $\frac{1}{2}$ Quintl. Ingber, weissen Senf und Pfeffer, jedes $\frac{1}{2}$ Quintl. alles im Mörser zerstoßen, vermischt, in ein Säcklein gebunden, in einem verdeckten Topf gekocht, und täglich unters Getränke gegeben. 2) Wider Läuse. Toback, eichene Rinden mit einer Lauge gekocht, die Schweine damit gewaschen, und nach etlichen Stunden gebadet: oder auch den Ort, wo die Läuse sitzen, mit Knoblauch und Brauntenwein gerieben, nach etlichen Stunden abgewaschen. 3) Wider Bräune, Braunkraut, Isopen, Salben, jedes 1 Hand voll, Salpeter 1 Loth, mit Wasser gekocht, wärmlich eingegossen. 4) Wider Verbrühen vom heißen Getränke Milch oder Mehlgetränke mit etwas Habergrütze geben. s. Hüchel von Schweinen.

5) Ziegen haben viel mit Schaafen gemein. Die Milch ist zu dünne, und gibt wenig Butter. Gute Ziegen-Räse, welche im Junio am besten gemacht werden, macht man, wann man $\frac{1}{3}$ Rühmilch (auch Schaafmilch) am Feuer ein wenig warm werden läßt, alsdann mit Lab von Kälbermägen (die man mit Mehl gefüllt, und trocken hat werden lassen) Landwirthsch. Kalender 1777,

gerinnen läßt; so bald es dicht worden, zerührt mans, schüttets in ein Sieb, daß die Molken (Käsewasser) ablaufft, thuts in Käsenäpfe, wendets fleißig um; haben sie sich gesetzt, schüttet man wieder was nach, nebst Kümmel, und wann sie derb, auf jede Seite etwas Salz, und verwahrt die Käse in Blättern von Kirschen, Rebstock, Nußbaum, oder Kraut. Ziegen mäcket man mit Gerstenmalz, Haber, Eicheln, Rüben, Kohl, Brauntenweihen, und gut Heu. Ist es wahr, daß ein wilder und stößiger Bock diesen Fehler ablegt, wann man ihm nur ein Loch zunächst dem Ohr durch die Hörner bohrt? Krankheiten. Salz erleichtert den Ziegen das Werfen. Ein paar Löffel voll Wein mit Kümmel eingeschüttet hilft, wann die Ziege nach dem Werfen aufschwillt. Die in großer Hitze steinhart werdende Euter schmirt man mit Milchroh oder guter dicker Milch. Salzwasser durch ein Holderrohr eingegossen, oder das, was eine Kuh oder Schaaf beim Wiederkäuen ins Maul herauf bringt, der Ziege ins Maul gestrichen, daß sie es frist, hilft, wann sie nicht wiederkäut, und nicht fressen will. Die Ziegen bekommen gar gern die Wassersucht, daß die Haut ihnen von lauter Wasser aufschwillt. Man schneide ein wenig und gar gelinde unter der vordersten Schulter die Haut auf, daß das Wasser herauslaufft, und schmire das Loch mit weißem Pech zu. s. Hüchel von Ziegen.

2) Fische.

Die Fische sind die einigen Thiere, die sich nicht durch Vermischung eigentlich paaren.

paaren. Die Männer geben ihre Milch von sich, die entweder das Weibchen begierig aufschluckt oder von den Eiern selbst eingezogen wird. Daher kann man den Kogen, wann er zu einer gewissen Reife gekommen, durch Kunst befruchten. Man drückt den Magen des Kogenfisches gemach über ein Gefäß mit Wasser, so rinnt der Kogen heraus; und wann man den Milcher gleichfalls zwinget, die Milch in dasselbe Wasser zu lassen, so werden die Eier befruchtet, und es können Fische daraus gebrütet werden. Der Aal wirft in den Hundstagen lebendige Jungen, und scheint eine Ausnahme zu seyn. Der Zechr laicht bald im Frühling, wann der Schwan und Wachtelkönig kommt, und ehe der Frosch anfangt zu schreyen, hat er aufgehört, der Karpfe, wann der Frosch anfangt, die Rothaugen, wann der Roggen die ersten Aehren zeigt; die Brassen, wann der Wachholder blüht, u. s. w.

3) Federvieh.

1) S. 36. Nr. 2. öcon. Kal. 1771. ist ein in Engelland mit Nutzen gebrauchtes Futter der jungen Hühner aus Habermehl mit Theriak vermengt, angeführt worden. Hier ist zur Erläuterung beizufügen, daß der Zucker-Syrup, oder derjenige Saft, der bey dem Zuckersieden nicht mehr anschiffen will, zu verstehen seyn, nicht aber der Theriak, der in unsern Apotheken allein Theriak genennt wird. Jenen Syrup verstehen die Engelländer, so oft sie vom Theriak ohne weitem Zusatz reden: denn den, so wir

Theriak nennen, unterscheiden sie jederzeit durch den Zusatz Venice (Treacle).

2) Die damals S. 36. versprochene Art, Zühner, überhaupt alles Federvieh, in Menge zu ziehen, ist diese, die Reaumur erfunden, beschrieben, und, wie ich selbst gesehen, mit dem besten Erfolge getrieben hat.

Man kann die Eier in Mist u. dgl. oder durch die Wärme des gemeinen Feuers in Oefen, oder durch ein Lampenfeuer ausbrüten. Erstlich durch Mist.

Der Ort, wo man diß vornehmen will, muß einen großen, starken, beständigen Luftzug haben, daß die dem Ausbrüten schädliche Dünste des Mistes, sich in der Luft, doch nicht häufig, und nicht lange aufhalten. Z. E. ein kleiner enger niedriger Stall, Kammer müssen in den 2 einander entgegenstehenden Wänden mehrere große Fenster oder Läden haben. Ein erhabener Ort, der wohl durchlöchert, den die Luft durchstreichen, doch nicht zu kalt machen kann, eine große Schoppe mit einem Dache, das auf 4 Pfählen ruht, gegen Mitternacht wohl verwahrt u. s. w. taugt sehr wohl. Statt des Ofens nimmt man ein Faß, z. E. ein Weinfäß, oder Zonne von 1 — 3½ Schuh im Diameter, das man innwendig und auswendig überzieht, damit die Dünste des Mistes sich nicht ins Faß ziehen, und alles verderben. Man überzieht es auswendig mit dem gemeinen Mörtel oder Mauerpeise, besser mit Gips. Man kann auch Erde und Sand mit Spreu, oder gehacktes Stroh, Heu, oder Haare, Heu kneten. Man macht es eben so, daß es nicht berstet,

berstet, keine Sprünge und Risse bekommt. Innwendig überzieht man das Faß mit Gips, oder den gemeldeten Dingen. Es thut auch sehr gut, wann man nur grau Papier innwendig ankleimt, und auf die Fugen der Faßdauben 1 — 3 Lagen desselben übereinander kleistert (hinpappt). Unten behält das Faß seinen Boden, oben wird es auch bedeckt, und zwar so, daß der Deckel genau schließt, und die Wärme genug im Faß zusammenhält, z. E. wie der Deckel einer Büchse mit einem Rand über das Faß herab gehe, und dieses wohl in desselben Fugen passe. Er muß aber auch Löcher haben, nämlich in der Mitte ein gros Loch viereckigt, jede Seite von 4 Zoll, worzu man einen etwas größeren Deckel, als diß Loch ist, macht, um damit das Loch ganz oder zum Theil bedecken zu können. Neben herum werden noch 10 — 12 kleine Löcher, die man mit Propfholz oder andern Stöpfeln schliessen kann. Mit diesen regulirt man die Wärme. Je mehrere Löcher man öffnet, desto mehr nimmt die Wärme im Fasse ab. Je näher die Löcher am Mittelpuncte des Faßdeckels gehohrt werden, desto besser reguliren sie die Wärme. Diese Löcher nennt man die Register. Damit die Luft circuliren, und die aus den Eiern ausgehende Dünste weggehen können, bleibt das viereckigte große Loch ordentlicher Weise offen. Solcher Fässer hat man zwey, damit man, wann der eine nicht den rechten Grad der Wärme hat, die Eier indessen in den andern bringen kann, desgleichen damit man die in dem einen ausgebrütete Hühnlein im andern aufziehen kann. Dergleichen Fässer setzt

man in Mist. Rossmist ist sehr gut, und zwar der nicht aus lauter Vollen besteht, aber doch neben dem Stroh dergleichen ziemlich in sich hält. Rühmist ist auch gut, Schaafmist dient ebenfalls vortreflich, auch von verfaulten Kräutern, auch Gerberlohe. Alter Mist, der schon zur Erde werden will, gibt nicht mehr viel Wärme, taugt mithin nicht. Mist, der schon einige Wochen auf dem Haufen ligt, ist noch gut, wann die in den Haufen gesteckte Hand spürt, daß er noch sehr warm ist. Man stellt also das Faß auf dergleichen Mist, der $1\frac{1}{2}$ — 2 Schuh hoch ligt, ringsherum um das Faß legt man 2 Schuh breit Mist im Kreise herum, den man nur ein wenig zusammentritt, weil er sich selbst setzt, und man legt ihn so hoch aufeinander um das Faß herum, daß noch wenigstens $\frac{1}{4}$ des Fasses oben heraus blos stehet. Je wärmer der um das Faß herum liegende Mist ist, desto baldier wird es warm, und so warm als dieser Mist ist. Weil man das Faß erst erwärmen will, so läßt man nur wenige der Register (Bohrlöcher) offen, doch soll das viereckigte Loch in der Mitte des Deckels immer offen seyn. Es kommt viel darauf an, daß man den rechten Grad der Brurwärme wisse und treffe. Auf Reaumur's Thermometer ist der 32 Grad über Null der rechte Grad, 2 Grad drüber und drunter gehen noch an, aber 4 Grad drüber sind gar zu heiß, und 4 Grad drunter gar zu kalt. Hat man kein solches, so kann man sich leicht helfen. Man legt ein jedes anderes Thermometer $\frac{1}{4}$ Stund auf einen sonst bedeckten Theil des Leibs, z. E. auf den

bloßen Bauch, oder noch besser, unter die bloße Achsel. Wo die flüssige Materie steht, wann man es hervorzieht, bemerkt man den Ort, und hat Reaumur's 32sten Grad. Will man nun wissen, ob im Faß die rechte Wärme sey, so bindet man einen Bindfaden daran, und das andere End des Bindfadens an einen Stecken, den man quer oben über den Deckel legt. Am Bindfaden hängt das Thermometer durchs viereckigte Loch hinab in die Eyerkörbe. In jedem Korb muß dies seyn. Auf diese Weise kann man es bequem herausziehen, und sehen, ob im Faße bey den Eiern der rechte Grad der Wärme ist. Um die Kugel des Thermometers, daß jene nicht so leicht zerbricht, im Aus- und Einziehen, macht man ein durchlöcheretes, unten offenes, blechernes Futteral. Man kann auch das Thermometer in den Korb hinein legen, allein alsdann ist un bequem, dasselbe aus dem Faße heraus zu nehmen. Man kann aber auch ohne Thermometer die Wärme erforschen.

„3. E. man nimmt ein Ey aus dem „Faße heraus, und hält es augenblicklich an das Auglied, oder den bloßen Bauch, oder unter die Achsel, oder rührt es mit den Fingern an, nachdem man diese so warm gemacht, als das Fleisch der bedeckten Theile des Leibes ist. Ist das Ey wärmer, so ist im Faße die Hitze zu groß; ist das Ey kälter, so ist das Faß zu kalt. Dieses Mittel ist auch sicher. Man nimmt „gut Schmalz einer Nuß groß, und „dem Gewichte nach halb so viel Unschlitt, 3. E. 1 Loth Schmalz, und „ $\frac{1}{2}$ Loth Unschlitt, läßt beedes mit einan-

der schmelzen, mischt es wohl durcheinander, schüttet es in ein Glas oder Kölbllein, hält es $\frac{1}{4}$ Stund unter die Achsel, zieht es hervor, und sieht, in welchem Stande die Materie alsdann ist, dann so muß sie seyn, wann im Faße die Wärme zum Brüten recht ist. Fließt die Materie, wie Del, so ist die Hitze zu groß; ist sie gestanden, so ist zu kalt; ist aber die Materie weich, wie ein sehr weicher Teig, und laufft, wann man das Glas neiget, ein kleiner Theil derselben wie ein dicker Syrup, so ist die Wärme recht. Man hängt ein solches Kölbllein, wie das Thermometer, ins Faß. Wann man nun das Faß, wie oben gesagt worden, in den Mist eingesezt, und ein dergleichen Thermometer, ins leere Faß gehängt, den rechten Grad der Wärme anzeigt, welches in 1—3 Tagen geschiehet, und die Luft im Faß ist nimmer zu feucht, so daß der Deckel, an dem eiliche Register offen bleiben, vollkommen trocken, welches in 4—5 Tagen geschieht, so bringt man die Eyer ins Faß, lieber große als kleine, keine zu alte, keine lautere, zu frisch können sie nicht seyn, man kann sie warm von der Henne her nehmen. Man nehme Eyer von eigenen Hühnern, dabey Hähne genug sind. 3 Wochen im Sommer alt gewordene lassen sich noch ausbrüten. Man legt sie in einen Korb, dessen Boden platt ist, der 1— $1\frac{1}{2}$ Zoll schmaler als das Faß weit ist, und nicht höher ist, als zu 2 Tagen Eyer. Er muß 2, besser 4 Handhaben haben. Man mache auf den Boden des Korbs ein Bett von subtilem Stroh, und legt oder stellt die Eyer dar.

darauf. Eine Lage ist am besten, macht man 2, so muß die obere Lage viele Zwischenräume haben. Legt man nicht alle Eyer zumal ein, so legt man die ersten mitten in den Korb, und die spätere um diese herum. Ein Anfänger thut nur 1 Korb in ein Faß, über 3 Körbe bringe man nicht in 1 Faß, wiewohl es mit 5 — 6 angeht, aber unbequem ist. Will man mehrere Körbe in ein Faß thun, so müssen alle bis auf einen, der der unterste wird, in ihrem Mittelpunct ein Loch, welches so weit ist als ein Ey haben, und um dasselbe ein Zoll hoher Rand geflochten werden, damit man das Thermometer durch diß Loch von oben herab in den untern Korb bringen, und es, nach der Wärme des untern Korbs zu sehen, wieder herausnehmen kann, ohne die obere Körbe heraus zu nehmen, und das Faß hierdurch zu verkälten. Thut man nur 1 Korb in das Faß, so kommt er etliche Zolle über die Mitte des Fasses, wo der beste Platz ist. Sinds mehrere Körbe, so setzt man den untersten weiter hinab gegen den Boden des Fasses, auf diesen setzt man den zweyten, und so weiter: aber, damit die Luft frey um die Eyer circuliren könne, so dürfen die Körbe nicht dicht auf einander stehen, und ist es deswegen gut, wann die Körbe 4 Handheben haben, oder ein Holz dazwischen gelegt wird. Die Körbe im Faße zu besetzigen, schraubet man entweder lange Schrauben oben mit Hacken, wie die Kleiderschrauben an die innere Wände des Fasses ein, und hängt durch eine mit Ringen versehene Schnur die Körbe daran, und zwar, wann die Schrau-

ben lang sind, mehrere Körbe an eine, oder welches, die Wärme im Faße zu erhalten, noch besser ist, man lege den Tag vorher Backsteine ins Faß, so hoch, als zur Unterstützung des Korbs nöthig ist, oder fülle ein paar Tage zuvor das Faß mit trockenem Stroh so hoch und dicht an, als der Korb stehen solle. Setzt es sich, so thut man ander Stroh darauf ein, welches aber im zweyten leeren Faße, das man zugleich hält, wohl getrocknet und gewärmt worden. Die Wärme ist von unten an bis auf 3 bis 4 Zoll oben am Deckel meistens so ziemlich gleich, und in der Mitte des Fasses etwas weniges größer, als aussen an den Wänden. Wann der Korb mit Ethern im Faße ist, so wird es merklich kalt, und man muß sodann alle Register, bis auf das viereckigte Loch in der Mitte des Deckels verschließen. Höchstens nach einer Stunde sieht man am Thermometer, ob man nicht einige Register öffnen müsse. Das thut man 5 — 6 Stunden lang in jeglicher Stunde. Ist die Wärme des Fasses auf den rechten Grad gebracht, so sieht man an den übrigen Tagen so früh Morgens, als es seyn kann, und Nachts, so spät es seyn kann, und den Tag über 5 — 6mal, nach; man thut es nicht jeden Tag zu einerley Stunden. In heißen Sommertagen, in Stunden, da die Hitze am größten, wird die Hitze leicht zu gros, und in kalten Tagen ist sie in wenig Stunden zu klein. Feuchte Tage, da der Mist sich mehr erhitzt, sind auch zu fürchten. In diesen Zeiten ist man sehr wachsam. Findet man bey dergleichen Nachsehen, daß das Faß zu kalt ist, und man, um die gehörige Wärme

zu erhalten, alle Register in den Stunden, darinnen man es in vorigen Tagen thun mußte, zuschließen muß, um den rechten Grad der Wärme zu erhalten; so hat der Mist seine Wärme verloren. Man hat zu dem Ende einen Misthaufen im Hinterhalt neben dem Fasse, aber nicht unter dem freyen Himmel, und, wann man von ihm etwas hinwegnimmt, so recourirt man gleich wieder. Von diesem nimmt man, so viel eine Mistgabel fassen kann, drey mal, und macht davon auf den alten Mist, ohne von ihm etwas hinwegzunehmen, eine kleine Lage rings herum um das Faß. Diß kann man 6 — 7 Monate lang thun, ohne daß der Mist um das Faß herum zu hoch würde. In warmen und kalten Monaten ist diß Erfrischen des Mistes nur einmal die Woche nöthig, und bringt man mit 2 Erfrischungen die Hühner aus, in kalten Monaten alle 3 — 4 Tage, in gewissen Zeiten gibt man alle Tage eine Erfrischung, aber nur 1 Gabel voll. Der Tag und Nacht nach einer Erfrischung sind sehr gefährlich, und erfordern fleißiges Nachsehen. Oft zeigt sich die Wirkung kaum nach etlichen Stunden, aber einsmal entsteht eine Hitze, die ganze Brut verderbt. Alsdann muß man oft den Deckel aufsperrn, abheben, oder gar die Körbe ausheben, da es gut ist, wann man sie in ein zweytes Faß flüchten kann. Eben daher sind kleine Erfrischungen den Starcken vorzuziehen. Man kann auch den alten Mist ums Faß herum mit Wasser, aber nicht zu viel, benezen, um ihn wieder gähren zu machen, da er sich aufs neue erhitzt, und man jene Erfrischung

erspart. Man kann auch, besonders wann man den Mist sparen muß, mit einem genauen Futteral von Brettern den Mist um das Faß herum bedecken, so braucht man weniger Erfrischungen. Findet man, daß das Faß gar zu kalt ist; so thut man heisse Asche mit glühenden Kohlen vermischt in eine Slutzpfanne oder irdenen Hasen, und hängt diß Gefäß ins Faß hinein, wie das Thermometer; oder, wann man die Körbe herausnehmen will, setzt man es auf den Boden, läßt es auch drinnen, bis der Mist seine Wärme wieder hat. Die Körbe kann man auch ins andere Faß indessen thun. Uebrigens kehrt man, wie es die Bruthennen auch thun, die Eyer bisweilen um, legt die obere unten, und die aussen an den Wänden näher hinein in die Mitte, um der ungleichen Wärme willen im Ofen. Nicht alle Erkältung in der Brutzeit schadet, indem ja die Bruthennen beym Fressen ihre Eyer $\frac{1}{4}$ Stunde erkälten lassen, und selten einige indessen ihr Nest bedecken, so daß dieser Erkältungen ihre Summe in der Brutzeit fast 1 Tag beträgt. Zehen Stunden lang nach 4 — 5 tägigen Brüten bloß gelegene Eyer hat man noch ausgebrütet. Findet man einige Eyer im Faß kälter, als andere, so sind sie lauter, oder haben ein todtes Küchlein in sich. Diese wirft man hinaus, wie es auch die Bruthenne thut, damit nicht die faulende Dünste sich daraus in die übrige Eyer hineinziehen, und sie mit Fäulniß anstecken. Man kann auch, die Erkältung des Fasses zu verhüten, oben auf den Deckel einen Wulst (Baust) mit Wolle u. dgl. ausgestopft, legen, doch

doch muß das viereckigte Loch des Deckels offen bleiben. Kälte schadet nicht so viel, als Hitze über 32 Grad. Große Wärme schadet desto weniger, je kürzer sie währet, und je weiter die Eyer noch vom Ausschließen entfernt sind. Daher ist's am besten, nicht alle Eyer auf einmal einzulegen, sondern nach und nach, so sind doch nicht alle hin, wann die Hitze zu gros wird, z. E. über 35 Grad steigt, sondern nur die, so zuerst eingelegt worden. Haben die Eyer fast immer eine Wärme von 32 Graden, so kommen sie in 20 Tagen aus, sonst später. Unter der ganzen Brutzeit verlieren die Eyer zwischen $\frac{1}{5}$ und $\frac{1}{6}$ ihres Gewichts durch die Ausdünstung. Noch eine wichtige Sorge ist, die Dünste von den Ethern abzuhalten, welche ausdünsten, und auch wieder Dünste einsaugen. Dünste entstehen, wann man die faulen Eyer nicht wegschafft, den Mist erfrischt, und kein Luftwechsel statt findet. Man kann also viel verhüten, wann man a) den Ort so wählt, wie gleich Anfangs ist gesagt worden, und der Mist, den man braucht, weder zu feucht ist, noch während der Brutzeit regnet wird, und ringsherum ums Faß ihn mit Brettern bedeckt, die ans Faß genau anschließen, und sich doch auch leicht abheben lassen, wann man den Mist erfrischen will. Oft sind die Dünste unmerklich, ziehen sich in die Eyer, und machen sie faulen, oder hängen sich aussen an die Schale, verhindern die Ausdünstung, und verderben sie hierdurch. Der Mistgeruch schadet nicht, wann die Luft nicht feucht ist. Die Feuchtigkeit der Luft, zur Zeit, da man sie

nach einer Misterrischung zu vermuthen hat, mithin nicht alle Tage, untersucht man, indem man ein, nicht im Faße gelegenes Ey, das kalt seyn solle, und übrigens ausgeblasen, und wieder mit Wachs, Unschlitt u. dgl. gefüllt werden kann (ein leeres würde zu bald im Faße warm, und diene nicht) oder indem man etwas anderes, an dem leicht Dünste sich verdicken, aber nicht eingeschluckt werden, z. E. ein Stück Eisen oder ander Metall, je kälter, je besser, in das Faß, und zwar in den Korb legt. Nach $\frac{1}{4}$ Stund sieht man darnach. Ist es trocken, so ist die Luft gut, ist's naß, oder stehen gar Tropfen darauf, so sieht man von $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde einer nach der andern darnach. Wird's erst nach $\frac{1}{2}$ — 1 Stunde trocken, so geht die Brut vermuthlich, aber nicht gewiß, noch von statten. Wird's erst nach etlichen Stunden trocken; so ist die Luft allzufeuht. Findet man, daß die Luft feucht, so thut man die Eyer nicht ins Faß; sind sie schon darinn, so thut man frische Eyer dazu, öffnet Fenster und Thüren, um der Luft einen rechten Zug zu machen, und die Dünste zu verjagen. Kann man dieses nicht, so braucht man einen großen schnell beweglichen Windflügel. Man kann auch einen viereckigten vierzolllichten Canal von Holz, aussen mit Gips überzogen, aus der freyen Luft, wo er eine trichterförmige Oeffnung vierckigt, 10 — 15 Zoll weit, bekommt, durch den Mist hindurch an das Faß unter dessen Boden hinführen, dort eine aufrechte Röhre durch den Boden durchgehen lassen, auf welcher oben ein Blech voll Löchlein, wie an einer Sieb-
(Spreng)

(Spreng-) Kanne ist. Gibt er nicht genug frische Luft ins Faß, so blaset man, wann die Feuchtigkeit im Faße zu gros ist, mit einem Blasbalge in die trichterförmige Oeffnung. Uebrigens schließt man, zum Abzug der Ausdünstungen der Eyer selbst, nie alle Register zu, thut auch täglich die Eyer einmal aus dem Faße, um ihnen frische Luft zu geben, und öffnet das Faß, wie die Brut-henne auch täglich von den Eyern geht. Man hat auch auffer den Faßern, einen hölzernen Brutofen, dem die Dünste gar nichts schaden können, der ein andermal beschrieben wird.

Die übrigen Arten auszubrüten, z. E. bey einem Lampenfeuer, Backofen u. s. w. folgen künftig, desgleichen von Auferziehung der ausgebrüteten Küchlein. Hier merken wir nur noch an, daß 1) man also Eyer nicht nur von Hühnern, sondern von allem Federvieh ausbrüten könne. 2) Die jungen Hühnlein brechen selbst die Schale des Eyes an seinem dicken Ende, und gehen aus dem Ey heraus. Oefters muß man ihnen helfen, wann die Schalen zu dick, und sie zu schwach sind. Siehet man einen großen Riß in der Schale, die Haut zerrissen, und der Riß wird in 5 — 6 Stunden nicht größer und ist trocken, so ist das Küchlein angeleimt, und kann nicht selbst arbeiten. Alsdann hilft man ihm, aber nicht zu früh, ehe es seine Portion vom Gelben zu sich genommen, weil es sonst, wann es zu früh gebohren wird, schwach ist, und stirbt. Man hilft ihm also erst, wann der Riß 24 Stunden lang nicht größer wird. Man schlägt mit etwas hartem, z. E. einem Schlüssel, so

lang an die Schale, bis die Schale im Dinge herum ganz Risse bekommt, und löset das Häutlein unter der Schale mit einer Nadel oder Scheere ab, aber nicht zu tief hinein, um dem Küchlein keinen Schaden zu thun. Alsdann nimmt man ganz sachte und gelind den obern Theil der Schale ab. Geht er nicht willig, so zerbricht man sehr sachte einen Theil davon nach dem andern ab, bis an das Stück, das am Küchlein klebt, und woben es schreyt, wann man es anrührt. Dieses reißt man nicht mit Gewalt ab, es fällt in 3 — 4 Tagen selbst ab. Man kann auch die anklebende Stücke mit einem in warm Wasser eingetauchten Luchlein benezen, so geht das Häutlein leichter ab.

3) Federvieh mäcket man in 4 Wochen, Zühner mit Gersten, Trutz (welsche) Zühner mit gequollenen Erbsen, woben sie aber viel sauffen müssen, Gänse bringt man in enge Ställe, vor welchen ein kleiner schmaler Trog lieget. Im Stalle streut man Stroh, und erneuert solches oft. In den Trog schütet man groben mit Wasser gemengten Sand, darauf gestampfte Rüben, unter welche die Hälfte Gerstenschrot gemengt ist, fährt man 3 Wochen lang so fort, so sind sie fett genug. Bewährt ist folgende Mastung: man macht einen Teig von Hirsenmehl und Butter, theilt die tägliche Portion in 3 gleiche Theile, und gibt dem eingesperrten Viehe Morgens, Mittags und Abends jedesmal einen dieser 3 Theile, und schüttet die übrige Milch nach. Ein Capaun, Henne, Ente bekommen einerley, nämlich täglich zur Portion 6 Loth Hirsenmehl, 3 Quinclein

lein Butter, und 12 Loth Milch, und sind in 12 Tagen fett. 1 Truthahn und 1 Gans bekommt täglich 8 Loth Hirsenmehl, 4 Quintl. Butter, und 16 Loth Milch. Eine Truthenne bekommt täglich 12 Loth Hirsenmehl, $1\frac{1}{2}$ Loth Butter, 24 Loth Milch. Truthühner und Gänse werden in 24 Tagen fett. 1 Taube bekommt täglich 1 Loth Hirsenmehl, 1 Quintl. Butter, und 4 Loth Milch. Hr. Prof. Suckow, Cam. Wissensch. S. 101 f.

Bienen.

I. Die Bienenzucht hat in unsern Zeiten so beträchtliche Hülfsmittel erhalten, daß ich unentschuldig wäre, wenn ich sie nicht nach und nach anführte. Ich mache den Anfang mit der von Hrn. Pfarrer Schirach zuerst beschriebenen und verbesserten unschätzbaren Kunst, junge Bienenschwärme oder Ableger zu erzielen. Man läßt ein Kästlein vom Schreiner, aus glatt gehobelten trocken, nur nicht eichenen Brettern, etwa 2 Schuh 3 Zoll lang, 1 Schuh breit, $1\frac{1}{2}$ Schuh hoch machen, der Deckel muß genau aufpassen, können weggenommen werden, auch in 2 ungleich große Theile getheilt seyn, daß man den kleinern, ohne den großen Theil eröffnen kann. Daß er sich nicht wirft, gehen 2 paar Säulen am Kästlein aussen herauf, daß man durch die Löcher eines jeden Paares einen über den Deckel hingehenden Keil stecken kann. In die Mitte des Deckels schneidet man ein Loch von 6 — 8 Zoll weit, und nagelt darauf ein durchlöchert Blech oder Drathgitter, oder dünne Landwirthsch, Kalender 1772,

Leinwand, damit Luft zum Ausdünsten bleibt. Eben ein so großes Loch mit einem solchen Gitter schneidet man auch in die Mitte eines der langen Seitenbretter, und eben dort macht man zu unterst 1 Flugloch 2 Zoll lang mit einem kleinen Flugbretlein. Das Flugloch macht man mit einem Stöpsel zu, bis mans braucht. 2 Schwellen sind 1 Zoll vom Boden erhaben, aber nicht angenagelt, sondern sind in jene 4 Säulen eingezapft, doch daß sie können herausgenommen werden. In den Schwellen stehen so viel, gerad paar und paar gegeneinander über stehende Spillen (Stäbe von Holz) als man Bruttafeln und Honigkuchen einsetzen will. Meistens sind es 8 Spillen. Die Spillen auf einer Schwelle stehen so weit von einander, als die Bruttafeln gros sind, und sie gehen in der Höhe nur bis an die Mitte des Kästleins. In eines der Seitenbretter macht man unten ein kleines viereckiges Loch, um, wann es nöthig ist zu füttern, dort ein Futtertröglein mit Honig einzusetzen. Das Weiseltkästlein ist eben so, nur ist alles um 2 Theil kleiner als dieser große Brutkasten. So viel man junge Schwärme verlangt, so viele dergleichen Kästen macht man. Zur Zeit der Baumblüthe, bald nach Walpurgis, wann eben die Bienen volle Gewürke Brut haben, zeidelt (beschneidet) man früh Vormittags, schneidet das leere Gewürke heraus, nimmt aus guten alten, nicht den fernändigen jungen 2 — 3 Stöcken, aus jedem 3 — 4 Scheiben Brut, setzt sie in das dabey stehende Kästlein auf die Schwellen zwischen die Spillen, just so, wie sie im Stocke
G (Korb)

(Korb) gehangen. Was man auf dem Boden des Stockes antrifft, das setzt man auf den Boden. Das Kästlein wird meistens halb voll. Diese Scheiben bedeckt man mit einer Brutscheibe, die dreyerley Brut gefaßt hat, nämlich die kleine Mädelin, die erwachsene größere Maden, und die zugespünnten Bienen. Daraus verfertigen die Bienen ihre Königin. Die Bienen, die auf ihrer Brut begierig liegen, läßt man ruhig auf diesen Scheiben liegen, gibt aber nur Acht, daß man nicht die alte Königin mit fortnimmt. Sind nicht viel alte Bienen auf den Scheiben, so nimmt man aus jedem, oder auch aus 2 Stöcken eine Hand voll Bienen ins Kästlein, legt vorher auf die andere Seite des Kästleins Scheiben, worinn Honig ist, daß es ohngefähr 1 — 2 Kannen Honig austrägt, wovon sie die Brutzeit überleben können, oder man füttert sie durchs Futtertröglein mit 1 — 2 Kannen Honig, den sie alsdann in ihr Nest tragen. Ist diß geschehen, so macht man das Kästlein zu, stoßt die Keile oder Niegel fest hinein, und trägts in die Wohnstube, nicht zum warmen Ofen, sondern in einen temperirten Ort, auch in temperirte Kammern. Nach 4 — 5 Tagen trägt man diese Kästen an einem schönen, warmen stillen Vormittag in den Garten, fern von dem alten Bienenstand, auf den man sie erst bis auf den Winter bringt; man setzt sie auf die leere Stöcke, in die man sie nach vollendeter Brut treiben will, bedeckt die Kästen mit Decken, eröffnet die Fluglöcher; Abends, wann keine Biene mehr ausser dem Kasten, schließt man das Flugloch

zu, und trägts, auffer die Nächte seyen sehr warm, wieder in die Wohnstube. So macht mans täglich. Nach 14 Tagen macht man Abends das Kästlein einmal behutsam auf. Sind die angefesseten Weiselhäuslein, die einer Eichel gleichen, oben in der Mitten rund ausgebissen, ist auch sonst die junge Brut meistens aufgelauffen, so bringt man den neuen Schwarm in den Stock (Korb), in dem sie nun bleiben sollen, an einem schönen Tage, Morgens oder Nachmittag spät. In diesen Stock macht man zuvor oben hinein drey spitze Pföcklein $\frac{1}{2}$ Schuh lang von Holze fest an, und steckt 3 — 4 neue weisse ganz leere Wachtscheiben daran, daß es einem kleinen Neste gleichet. Alsdann bricht man aus dem Brutkasten eine Scheibe nach der andern aus, und kehrt die Bienen davon gemach ab in den neuen Stock hinein. Man bringt auch den größten und schönsten neuen Weisel (König, Königin) hinein, und zwar am besten in ein Weiselhäuslein eingesperrt, und legt ihn hart auf jenes Nest hin. Nach einigen Tagen läßt man ihn aus seinem Gefängnisse heraus. An Tagen, an denen sie nichts eintragen können, füttert man sie täglich mit Honig. Hunger läßt man sie ja nicht leiden. Man kann 1 Kanne nach und nach verfüttern, bis etwa um Medardi oder St. Veit die volle Bienenwaide angeht. In 3 Wochen legt der junge Weisel erst Eyer.

Vortheile: ohne viele Mühe und Kosten kriegt man so gewiß junge gute Schwärme bey rechter Zeit, daß man nicht ängstlich darauf warten, und sie so verdrüßlich wie die andern Schwärme fassen darf,

darf, keiner durchgeht, man selten einen jungen Schwarm über Winter füttern darf, und auch den alten nicht, von dem er gezogen ist.

Die übrige Arten, junge Schwärme und Weisel zu erzeugen, werden künftig folgen.

IV. Pflanzenbau.

I. **L**ockerheit und Fertigkeit des Bodens in gehörigem Grade sind wesentliche Erfordernisse eines guten Ertrags. Die Mittel dazu sind 1) gute Bearbeitung, 2) Düngen, 3) Verbesserungserden.

Wie sehr ist zu wünschen, daß niemand zu träg seye, den Unterricht der verdienstvollen physikalisch-öconomischen Gesellschaft zu Zürich zu befolgen, den sie vom Düngen gegeben hat, und woraus hier ein Auszug folget.

1. Man bereite 1) tüchtige Ställe, 2) Güllekrästen, und 3) Miststätten. 1) Ställe. a) Der Stand, wo man dem Vieh streut, muß nichts feuchtes durchlassen oder anschlucken. Man mache diese Stände fürs Vieh 8 Schuh lang, stose dort, (stampfe) den Boden fest; besetze ihn mit Kieselsteinen, oder andern harten, kein Wasser anschluckenden, ziemlich klein gestosenen Steinen, die man so nahe aneinander als möglich in den Boden eindrückt. So dann übergießt man ihn mit ganz dünnem und weichem Mörtel von Kalk (Mauerspeise), wischt diesen mit einem Besen über die Steine hin und her, und in die Fugen und Ritzen hinein, so daß dimal die Höhlen zwischen den Steinen nur halb ausgefüllt werden. Nach 2 Tagen übergießt man die Steine wieder,

aber jetzt so, daß sie ganz verdeckt werden. Die Stände müssen gegen den hintern Theil etwas abhängig seyn, und für das Wasser einen Fall haben, damit es in den Canal oder Graben abläuft, den man hinten am Ende der Stände anbringt. b) Am besten ist ein sogenannter Röhgraben. Er ist ganz flach, nirgends abhängig, überall gleich tief, etwas weit, daß man darinn mit der Mistgabel hin und her röhren kann; er bekommt nirgends einen Auslauff, geht über den Stall durch die Wand hinaus, daß man ausser dem Stalle daraus schöpfen kann, oder setzt dort zum Ausschöpfen einen Kasten von 2 Schuh an. Dieser Graben kann ausgemauert werden, oder aus einem ganzen Stück Formholz gemacht werden. 2) Die Güllekrästen oder Löcher macht man am besten von Holz, um darinn den Urin des Viehes (Gülle) oder ander Wasser aufzuhalten und faulen zu lassen. Man läßt Brugläden (Dielen) in den Ecken und der Länge nach wohl ineinander ein, aber so, daß der untere Laden den Kamm oder Zapfen, der obere aber die Nuth habe. Man bedient sich hölzerner Nägel dabei, bedeckt auch oben den Kasten wohl mit Brettern, damit die Wärme nicht verfliehet, und kein Regenwasser zur Unzeit darein fällt.

fällt. Man muß sie bequem füllen können, legt sie also nahe bey Miststätten, Dachrinnen, Brunnen, Bächlein, oder dort an, wo sich das Regenwasser sammeln, und leicht hinleiten läßt. 3) Die Miststätte S. 41. öcon. Kal. 1771. muß die dort beschriebene Eigenschaften haben. Man grabe in einem oder mehreren Ecken Löcher, daß sich die Mistlache dahin sammlet. Sehr nützlich legt man den Miststock auf die Güllenkästen, die ganz im Boden drinnen alsdann stehen, hinauf an. Man bedeckt nämlich den Güllenkasten mit schmalen Hölzern oben, die nebeneinander liegen, aber einander nicht berühren, läßt aber doch an einer Ecke eine Oeffnung, um die Gülle rühren und ausschöpfen zu können. II. Um nun vielen und guten trocknen und nassen Dünger zu bekommen, verfähre man also. 1) Man streue dem Vieh trocken Stroh unter; wann Roth darauf fällt, kehrt mans mit einer Gabel um, und bedeckt's mit Stroh, daß alles ineinander getreten wird, bis zur Zeit, da man den Stall säubert. Man macht sich auch den Rühgraben zu Nutz. Wann man ihn bey dem Säubern des Stalls ausleeret, so füllt man ihn bis auf die Hälfte oder $\frac{2}{3}$ mit Wasser, am besten mit warmem, oder mit Mistlachen aus einer Pfütze ic. an, streut, wie gewohnt, dem Vieh; ist diese Streue mit Roth vermengt, so nimmt man es gabelweise, tunkt's in den Rühgraben, schüttelt's darinn hin und her, daß der Roth davon fällt, und das Stroh ganz naß wird, legt dieses alsdann wieder unters Vieh, bedeckt diß feuchte Lager mit trockenem Stroh. Mistet man

und leeret den Rühgraben aus, und bringt den darinn sich befindenden Brey entweder auf den Miststock, oder vermehrt damit die Güllen. Mistet man, so verzettelt man allen strohigten Mist mit der Gabel auf der Miststätte herum, daß alles gleich fest aufeinander liegt. Mit $\frac{1}{3}$ so viel Stroh, als Mist aus dem Stall kommt, bedeckt man den Misthaufen, und, wann man wieder mistet, zettelt man ihn auf diesem Stroh herum u. s. f. Beym Ausmisten kann man auch die Materie aus dem Rühgraben ebenfalls darauf herumstreuen, so wird der Mist desto kräftiger. Wer Stroh genug hat, der kann so seinen Miststock ansehnlich vermehren. Man kann so vermittelst des Rühgrabens wöchentlich gegen 200 Pfund Stroh, auf 1 Stück Vieh gerechnet, verbrauchen und zu Mist machen. Je besser man das Vieh füttert, desto mehr Mist gibt es, desto mehr Stroh kann man mit seinem Roth faulen machen. Futter von grünem Gras gibt mehr und saftigern Roth, als Heufutter, und dieses mehr als Strohfutter: daher kann man im Sommer bey der Stallfütterung mehr und bessern Mist machen, als zu andern Zeiten. Man rechnet insgemein für 1 Stück Vieh wöchentlich 4 Büschel Dinkel- oder Gersten-Stroh, jede zu 20 Pfund, oder 5 dergleichen Büschel Haberstroh, oder 3 dergleichen Roggenstroh. Sommers bey grünem Futter weit mehr. Je bald der ein Stroh fault, je öfter man frisches unterlegen darf, desto mehr braucht man, und desto mehr Mist gibt es. Dergleichen ist das, das einen dünnen zarten Stengel hat, der sich leichte

zusammendrücken läßt, und dessen Blätter bald faulen. Wer also gern viel Mist macht, und Stroh genug hat, zieht das Dinkel-Weizen- und Haber-Stroh dem Roggenstroh vor. Tannenreis kann man auch also auf den Miststoc bringen, welches durch sein aufgelöstes Harz ihn sehr kräftig macht. Wann man allen Mist ausgeführt hat, bedecke man den Grund der Miststätte, die aber alsdann desto tiefer ausgegraben seyn muß, 1—2 Schuh hoch mit leichter Erde, ausgelaugter Asche, Graben- oder Teichschlamm, Grasbüschchen u. dgl. und setze den Miststoc darauf; in $\frac{1}{2}$ —1 Jahr ist diese Erde der beste Dünger. Man kann auch von diesen Dingen einen eigenen Miststoc anlegen, den man aber fleißig mit Gülle, absonderlich mit dem Wasser, so aus der Küche und Waschkücheln abfließt, und sorgfältig zu sammeln ist, begießen muß. Dinge, die langsam faulen, z. E. Aglen, Laub, Sägspäne u. dgl. legt man in die Strafen, wo viel Vieh hin und her geht und sie zertritt. Wann sie anfangen zu faulen, schlägt man sie entweder auf besondere Haufen, oder bringt sie nach und nach auf den Miststoc, und vermengt sie also mit dem Stallmist. 2) Der nasse Dünger ist die gefaulte Gülle, denn die ungefaulte taugt nicht. Der Rühgraben dient vorzüglich dazu, viele solche Gülle zu machen. Man füllt a) ihn wenigstens zur Hälfte mit Wasser an, der darzu laufende Urin und Koth des Viehes verwandelt es gar bald in eine gefaulte und so dichte Brühe, daß man sie fast mit der Schaufel abstechen kann. Diese Gülle ist zum Düngen zu stark,

aber ein guter Hefel (Ferment), Wasser damit zu fäulen. Man hat mehrere Güllenkästen (siehe Nr. I. 2), diese füllet man mit Wasser, thut in einen jeden etwas von der Gülle aus dem Rühgraben, nämlich von dieser Materie aus dem Rühgraben 1 Theil, z. E. 1 Kübel voll, auf 5—8 Theile, d. i. 5 oder 8 Kübel voll Wasser. Man rührt's von Zeit zu Zeit um, verwahrt's vor frisch zufließendem Wasser, und sorgt, daß es nicht gefriere, sondern immer, so viel möglich, warm bleibe. Soll diese Gülle bald faulen, so begießt man sie von Zeit zu Zeit mit warm Wasser, und hält sie gleich darauf wohl bedeckt, oder erwärmt sie sonst durch bequemere Mittel. So kann man sich ungemein viel Güllen verschaffen, und machen, daß immer ein oder mehrere Güllenkästen ein genug gefaultes Wasser haben, welches man in Butten sogleich austragen, oder in Fässern ausführen, und besonders entlegene Güter damit beschütten kann. Asche trägt zwar zur Fäulung der Gülle nichts bey, macht sie aber kräftig, doch muß man sie nicht eher in den Güllenkasten thun, als bis die Güllen gefault ist, und man sie bald austragen will. Man kann auch ein solch gefaultes Wasser machen, wann man Menschenkoth oder Thierkoth nach obiger Proportion in den Kasten thut, es erwärmet, und wie gesagt, behandelt. Die hierauf gewandte Zeit und Mühe werden niemand reuen, und reichlich wieder bezahlt. Wer nicht Stroh genug hat, der sammle sich Kräuter und Gewächse zur Streue, wie er kann, und brauche sie entweder zum Unterlegen unters Vieh, oder zum Einstreuen

streuen auf die Miststätte, und sehe zu, daß es vom Harn des Viehes befeuchtet, mit seinem frischen Koth vermengt und gebeizet wird, worauf es anfangt zu gähren, sich aufzulösen, und nach und nach eine gute fruchtbare Erde zu werden, wann auf dem Misthaufen alles gleich fest aufeinander liegt, durchaus gleich und mäßig feucht erhalten, und eine mäßige Wärme demselben verschafft wird. Man bekommt guten Mist, wann man eine Grube 8 Schuh tief gräbt, auf die eine Seite derselben die gute, und auf die andere die schlechte Erde wirft. Unten in die Grube thut man Streue, darauf eine Schicht Unkraut, das noch nicht in Saamen geschossen, darüber den guten Boden, ferner 1 Portion Kuhmist, sodann wieder Unkraut, besonders Wasserpflanzen, hernach 3 — 4 Schuh Schlamm Erde, Grabenerde, und deckt alles mit Streue zu, richtet das Abwasser vom Hofe darauf, und läßt es durcheinander faulen. Man mache mehrere solcher Gruben, daß man in die eine sammeln kann, wann die andere faulen. So kann man an sich unnütze Sachen mit andern vermengen, vor dem Ausdorren und Auswaschen verwahren, mit Mistlachen begießen, also faulen machen, und einen sehr guten Wiesendünger bereiten. Vor kurzer Zeit war auf dem Pulverdünger Hofe, 2 Meilen von hier, ein fleißiger Landmann, der alles Abwasser aus den Ställen in eine Vertiefung mitten im Hofe leitete, von 4 zu 4 Wochen diese mit Stroh füllte, die Pferde es tüchtig eintreten ließe, es, nachdem es durchbeizt war, auf die Miststätte brachte, und diese von Zeit zu

Zeit mit jenem Abwasser beschüttete. Sein Mist wurde vorzüglich gut gefäult und vermehrt. Möchte doch dieser Mann viele Nachfolger unter seinen Landsleuten bey uns haben! Wem es an Streue mangelt, und sie sparen muß, dem a) taugt Roggenstroh am besten, b) der kann mit weniger Streue das Vieh reinlich und trocken halten, wann er fleißig den Koth, so das Vieh auf sein Lager fallen läßt, aufhebt und in den Kuhgraben und Mistlöcher wirft, ehe dieser Koth vom Vieh zertreten, und unter das Stroh geknetet worden, der kann auch das Stroh Morgens unter dem Vieh hinwegthun, es in den Kuhgraben ausschütteln, und sodann das Stroh beyseits legen, um es Abends dem Vieh trocken wieder unterstreuen zu können. Weil er aber auf diese Weise wenig trockenen Mist bekommt, so muß er den nassen Dünger desto mehr vermehren, wie eben bey den Güllenkästen gezeigt worden. Man kann sie von Menschen und Vieh sammeln: der, so viel Dünger hat, ist im Stande sein Gut zu einem größern Ertrag zu bringen, als man glauben kann. Daher sollte man ja sein Vieh nicht auf die Waide lassen, sondern im Stall füttern, wovon künftig mehrers folget. III. Anwendung des Düngers: 1) auf Wiesen taugt der kurze, vornehmlich Taubenkoth, Ruß, Aschen, ferner der kurze Dung der Miststätte, den die Gabel nicht fasset, die Erde auf dem Boden der Miststätte, der Gassenschlamm u. dgl. die Güllen sind vorzüglich gut. Beschüttet man den Grasboden nach jedesmaligem Abmähen des Grases mit guter Güllen; so wird
der

der Ertrag erstaunlich vermehrt; man kann, statt Heuens und Dembens, viermal abmähen. Man kann auch Hornspäne streuen, und Gips, aber diesen nicht ohne Dünger. Sammlet man Manenfäser indem man Lächer unterlegt, tödtet sie im siedenden Wasser, und gießt damit die Wiesen; so solle es auf 6—7 Jahre große Wirkung thun, und zugleich vermindert man die Anzahl der Jünger (Quadten), als ihrer Brut, welche so große Verheerung anrichten. Auf 1 Vierling Wiesen nimmt man 2 Fuder langen Strohmist, kurzen 8 Bannen voll, Gülle 12 Saum, Taubenkoth, Kus, Aschen, 10 Viertel. Den langen Mist führt man im Herbst auf die Wiesen, zettelt ihn fleißig herum, rechet ihn im Frühling, ehe das Gras wächst, ab, und bringt das Stroh wieder in die Mistgrube. Den kurzen zettelt man mit Schaufeln vom Herbst an herum, verzicht die von Frost mürbe gewordene Schollen, mit dem Rechen, und verscharrt sie gleichsam in die Erden. Taubenkoth, Kus und Aschen, setzt man nicht auf Haufen auf der Wiesen, sondern streut sie mit der Hand alsbald gleich herum, nachdem sie vorher wohl zerrieben worden, und so verschüttet man auch die Gülle ordentlich und gleich. Langen und kurzen Mist bringt man bey trockenem Wetter auf die Wiesen, bey nassem die übrigen Dünger, und die Gülle bey windstilletem Wetter. Die Gülle kann man vom Herbst an bis in Frühling und den Sommer über gerad nach dem Schnitt des Grases anbringen. 2) Auf Ackerland nehme man 12 Fuder guten ge-

faulten Strohmist, indem man mit Vermischung der Erdarten den Boden auf eine weniger kostbare Weise locker macht, als mit ungefaultem gleich aus dem Stall dahin gebrachten Mist. Die beste Zeit damit zu düngen ist im Heumonath gerad vor der ohneinslehten Bearbeitung des Ackers, oder noch besser, man bringe die Hälfte auf den Acker vor dem ersten Aekern im Frühling, und die andere Hälfte um obige Zeit. Man verzettelt ihn gleich, und ackert ihn alsbald unter. Gülle braucht man nur in Ermanglung des vorigen, und zwar 60 Saum auf 1 Morgen, und verschüttet sie gleich herum. Die beste Zeit ist, so bald der Saamen in der Erden ist, und so fortan bis in Winter, auch im Winter, aber nicht bey gar großer Kälte und gefrorenem Boden, auch nicht, wann es Schnee hat, ausser der Schnee seye im Schmelzen. Niemal verschütte man sie bey starkem Luft. Die ganze Portion Gülle schüttet man auf einmal auf den Acker. 3) Auf Hanfland vom langen Mist den Schweinmist, oder stark gefaulten, sonst ist Taubenkoth der beste Dünger, Kus, Asche, Gerberhaar, Hornspän, Trester, Gassenkoth sind auch gut, desgleichen Gülle, Strohmist auf $\frac{1}{2}$ Vierling Land 2 Fuder, 6 Bannen Gassenkoth, 6 Viertel Taubenkoth, eben so viel Hornspän, 60—70 Maas Gerberhaar, wenigstens 8 Saum Gülle. Den Strohmist im Frühling vor dem ersten Aekern, den kurzen und Gassenkoth vor oder nach dem ersten Aekern, Taubenkoth, wann man säet, daß man ihn mit dem Saamen einegget; Gülle vor und nach dem Säen, bis der Hanf

3 Zoll lang ist. Nie brauche man natürliche Gülle, d. i. unvermischten, auch nicht genugsam gefaulten Harn von Vieh und Menschen, weil sie, über aufgegangene Pflanzen geschüttet, diese verbrennt: nur die Schweingülle allein kann man pur brauchen. Man kann auch gleich nach dem Säen, und hernach wieder, wann der Hauf aufgegangen, ehe er über 3 Zoll hoch ist, das Land mit Gülle beschütten. Man kann die halbe Portion des trocknen Mistts, und die andere halbe mit Gullen geben. 4) Auf **Rüchhengärten**: wohl gefaulter Schweinmist ist der beste, und dann der mehr als gewöhnlich gefaulte Rühmist; Gassenkoth u. dgl. zieht Gras; Gullen ist sehr gut. Schaafmist ist auch gut. Asche tödtet Würmer und Insecten. Mit trockenem Mist düngt man am besten im Herbst, mit Gullen aber den ganzen Winter über, und den ganzen Sommer über kann man sie den Pflanzen zuschütten; aber keine natürliche, auffer die am wenigsten hitzige Schweingülle pur. Die Gullen muß nie beim Zuschütten gefrieren. Den trocknen Mist bringe man im Herbst auf die Beete in Gräblein, deren eines an dem andern ligt, und decke sie sogleich mit Erde wieder zu. Für die Gullen mache man offene Gräblein, eins hart an dem andern, und fülle sie mit Gullen, so oft man will, sonderlich, wann der Boden gefroren ist, aber doch keine Kälte mehr zu besorgen ist, von welcher die Gulle gefröre. 5) **Weinberge**. Der beste ist Mist von Rühen, wann sie Gras fressen, überhaupt taugt aller Mist, auch Holzspäne u. dgl. was eben faulet, besonders zu

Haufen geschlagene Erde, und Wasen, wann sie 1 Jahr gelegen. Auf 1 Morgen 12 Fuder Strohmist, 16 aber, wann man nur alle 3 Jahr düngt; kurzen Mist, Gassenkoth u. dgl. 40 — 60 Bennen, 57 Saum Gullen, oder $1\frac{1}{2}$ Maas für jeden Stock. Es ist gut im Mayen nach dem ersten Hacket zu düngen, und im zweyten Hacket, aber nicht tief, in die Erde zu bringen. Es ist besser mit wenigem und mehrmalen, als auf einmal auf viele Jahre düngen. Düngt man vor dem erst und andern Hacket, so zettelt man den Mist ordentlich auf dem ganzen Boden herum, und hacket ihn ein. Düngt man aber zu einer Zeit, da man selbiges Jahr den Boden nicht mehr baut, so setzt man den Mist in kleinen Häuflein zu den Stöcken; die Gullen schüttet man in ein klein Löchlein bey jedem Nebstock. Bezieht man die Nebstöcke, so zettelt man strohigten Mist ordentlich auf die Neben hin, bedeckt sie damit vor dem Frost, und düngt so den Boden zugleich; allein diß ist in gelinden und nassen Winteren den Neben so schädlich, als es in kalten trocknen Winteren gut ist. Doch ist die Gefahr bey nur halbgefaultem Strohmist nicht so sehr zu fürchten. In ebenen Weingärten lege man oben an jedem Stocke eine Gabel voll Mist haufenweise an, und bedecke ihn mit etwas Erde, daß ihn die Sonne nicht austrocknet; an Anhöhen mache man oben am Stocke etwa $\frac{1}{2}$ Schuh tiefes Loch, lege den Mist darein, bedecke ihn mit Erde, so wird er nicht ausgedörret, und nicht weggeschwemmt. Jungen Stöcken lege man den Mist nicht zu nahe; sonst wachsen die

die Wurzeln gegen der Oberfläche, oder über die Erde, und würden also diese Lhaumurzeln verdorren oder verfrieren.

Anmerk. 1 Saum hält 96 solcher Maasse, die nicht viel kleiner als die unserige sind. Ein Vierling Wiesen ist etwas größer als 1 Morgen, Viertel bey uns, 1 Fuder wiegt ohngefähr 20 Centner, 1 Karren 10 Centner. 1 Bennen ist dem Karren gleich. 1 Viertel ist etwas kleiner als unser Simri.

II. Man nennet Verbesserungs-Erden diejenigen, womit man einem Boden Pflanzennahrung verschaffen, oder doch seine fehlerhafte Consistenz verbessern, z. E. den zu leichten fester, den zu festen lockerer machen kann. Wann sie nicht selbst Pflanzennahrung in sich haben, so können sie doch selbige einem Boden verschaffen, wenn sie dieselbige aus der Luft anziehen. Oft scheinen sie dieselbe nur zu schaffen, indem sie sehr wenig aus der Luft anziehen, selbst keine haben, aber doch machen, daß die Gewächse viel besser wachsen, entweder weil sie machen, daß diese mit ihren Wurzeln besser durchdringen, und in dem durch sie locker gewordenen Boden ihre Nahrung reichlicher erlangen, oder sie die im Lande enthaltene Fettigkeit ansaugen, auflösen, zum reichlichen Eingang in die Wurzeln bereiten, also machen, daß sie bald anschlagen, oder aber nur den Boden fester machen, und verursachen, daß die Nahrung nicht so bald wie sonst verfliehet, und die Gewächse nicht, wie sonst schwachen müssen, oder die Hinderniß des Wachstums allein weg schaffen, z. E. die Nässe und Säure anschlucken, verdunsten machen, die

Landwirthsch. Kalender 1772,

Kälte weg schaffen, indem sie auf einer Seite der Luft und Wärme in den locker gewordenen Boden mehrern Eingang verschaffen, oder der Kälte und den rauhen Winden durch mehrere Bindung des Bodens auf einer andern Seite den Eingang verwehren u. s. w. In so fern ist also wahr: die magerste, „die unfruchtbarste Erde, in der vor sich nichts wachsen kann, kann die beste Verbesserungserde seyn.

Der gütige Schöpfer hat es so gefüget, daß gar oft ein Feld seine Verbesserungserde in sich hat, die man durch Nachgraben unter der obern Erde tiefer unten findet. Z. E. unter leichten Böden Thon, unter schwerem Sand, Gips, Mergel, Kalksteine. Unsere Trägheit mag sie meistens nicht suchen, unsere Unwissenheit kennet sie oft nicht, beede mögen und können sie nicht brauchen.

Kalk dämpft Säure, trocknet aus, erwärmet, lockert auf, tilgt Unkraut und Insecten, löset Fettigkeiten auf, zieht Wasser und Fettigkeiten aus Luft und Boden an. Gips scheint fast eben so zu wirken, nur etwas schwächer. Sand lockert auf, trocknet, wärmet, aber schwächer und langsamer als Kalk und Gips für sich allein.

Man untersuche den Boden, den man bessern will, sehe auf beeder Gehalt, besonders auch auf Säure und Eisen, andere Metalle hat man nicht aufzusuchen. Man vergleiche beeder Erdarten Gehalt, den man findet, und merke: die Verbesserungserde muß keinen schädlichen Nebengehalt haben, aber auch dem Boden nicht ganz gleichartig seyn. Es niht sehr oft, wann man durch tiefes Pflügen

gen oder Umgraben vor Winter oder bald im Frühling, im Brachjahr, die untere und obere Erde vermischet, wofern man das, was aus einem Graben ausgeworfen, oder durch den Erdbohrer heraufgebracht, vorher untersucht, ob es taugte.

Hieraus läßt sich ihr Gebrauch leicht auf folgende Regeln bringen:

1) Die Wirkungen der Verbesserungs-Erden, die sie nach unserer Absicht haben sollen, den Mängeln des Bodens abzuheben, bestimmen die Qualität und Quantität der Verbesserungs-Erden, die man zu nehmen hat.

a) Auf schwerem, kaltem, zu nassen, sauren Lande wirken stufenweise, so wie sie hier stehen, Kalk, Kalkmergel, Asche, Mergel, Sand, Sumpferde, Kohlen-gestübe; auf leichtem, dürrerem, Thonmergel, Mergel, Leimen, Thon, der sich ungeru und langsam mit sandigem Boden sich vereinigt; auf beederley Böden ist, aber mit Mist zugleich, immer zu brauchen der eigentliche Mergel, auf leicht, und zugleich kalte und nasse Böden, z. E. moorigte, an moorigten, (die zugleich moorigt, leimigt und sandigt sind) Kalk und Thon zugleich, also die Mergelarten. Bindende macht man so locker, daß sie doch noch in etwas zum Binden geneigt bleibet.

b) Die Quantität bestimmt man nach diesen Gründen. Erstlich nach der Beschaffenheit des Bodens; 1) und zwar nach der Größe seines Fehlers, z. E. je jähler und kälter er ist, desto mehr Sand und dergl. mengt man darein.

2) Nach der Lage, z. E. Felder an Bergen, die nur 3 — 4 Zoll tiefen leichten Boden haben, mergelt man nur mit der Hälfte dessen, was man auf ebene thut, die genug Boden haben. Zweitens nach dem Gehalt der Verbesserungs-Erde. Je kalkigter sie ist, desto weniger nimmt man überhaupt. Je stärker sie wegen des größern Gehalts nach a) etwas wirkt, desto weniger nimmt man von ihr auf einmal. Also z. E. je weniger gut, und kräftig ein Mergel ist, je brüchiger, weicher und leichter zu zerdrücken er ist, je bald er zergeht, desto mehr nimmt man. Drittens nach dem Maasse des Dungs, den man vor oder nach zugleich dem Boden geben muß und kann. Je dicker z. E. Mergel auf ein Land gefahren wird, desto stärker muß man mit Mist düngen. Viertens nach der Art, wie die Erde dem Boden beigemischt wird; streut man sie aus, so nimmt man weniger, als wenn man unterpflügt. Man nimmt auch weniger, wann man öfters und bald auseinander mergelt. Fünftens sieht man auch auf die Pflanzen, ob sie ein starker Trieb nicht unfruchtbar machte. Sechstens auf die muthmaßliche Witterung des Jahrgangs. Z. E. je weniger kalkigtes ein schwerer Boden, der Flachs trägt, bekommt, desto weniger schadet es, wann die Dürre stark, und lange anhält. Ueberhaupt schadet das allzuwiele, und mithin auch das allzuofte Einmischen, oder zu bald nach einander, ehe die erste Einmischung ihre Kraft verloren, und man die gesenkte Verbesserungs-Erde wieder herauf-

aufgeholt, die man mit in Anschlag alsdann zu nehmen hat, wenn man die Quantität der zweyten Einmischung bestimmen solle. Sonst hat man die Regel: wenn man von der untern Erde etwas als eine Verbesserungs Erde heraufbringen, und durch tieferes Pflügen mit der obern vermischen will; so ackert man, wann die untere schwere Erde ist 1 Zoll, wann sie aber leicht ist, 2 Zoll herauf, weil die leichte eher und baldern an Luft und Sonne gut wird, und sich mit der obern vereinigt.

2) Man besorge eine genaue und gehörige Vereinigung der nach 1) bestimmten Quantität der tauglichen Verbesserungs Erde mit der Erde des Bodens. Man lasse die aus der Tiefe geholte leimigte fettigte u. dgl. Erden 8 Tage abtrocknen. Man lasse sie, wann sie bald wirken sollen, vorher klein genug machen, z. E. an der Luft liegen und verwittern, mit eisernen Hämmern auf dem Felde selbst zerschlagen, und noch einige Wochen liegen, vor Winter aufs Land führen und verfrischen lassen, wodurch sehr steinigte Erdarten zerfallen. Der Thon verliert sein bindendes Wesen ziemlich, wann man ihn brennt, indem man auf dem Felde Wände von ihm auführt, die Höhlung mit Feuerung ausfüllt, und anzündt, so werden die Wände mürb, und lassen sich zerschlagen. Den gebrannten Kalk löschet man ab, indem man ihn in großen Haufen mit Erde auf dem Felde bedeckt, und deren ihre Spitze mit Aufgiessung von ein wenig Wasser sanft anfeuchtet. Die natürliche Feuchtigkeit der Luft bey Nacht thut das übrige. So entgeht ihm sein

fertigtes elastisches Wesen nicht, das er vom Feuer hat, und womit er fruchtbar macht. Was man austreuen will, macht man ganz klein, siebt es auch wohl durch; sonst soll es nicht gar zu zart seyn, sondern nur wie Sand und Asche. Untergepflügte Steine lösen sich nach und nach auf im Lande. Je größer, desto länger wirken sie. Man mache es also vor dem Unterpflügen nicht gar zu klein, besonders wann man zähe schwere Böden locker machen will, da Mergel und Kalk noch wie ein Steingrund seyn, sich zwischen die Thontheile setzen, sie trennen und die Poros vermehren müssen. Darum taugt auch Kies und grober Sand darzu besser, als zarter Staubsand.

e) Man kann z. E. den Kalk im nassem Wege einmischen, z. E. ihn mit Wasser ablöschen, zu einer Milch machen, und damit das Feld besprengen; man kann auch trocken einmischen auf zweyerley Art. Man kann aussäen und überstreuen, z. E. Wiesen, welche vorher nützlich mit Sechspflug durchschnitten werden, man kann dergleichen Erden allein, oder vermischt mit Sand, noch besser mit Gries, Staub von rohem Kalkstein, am besten mit Schutt von zerbrochenen Ziegelsteinen austreuen. Man kann das Austreuen verrichten vor dem Säen auf Aeckern, oder nach demselben, und das Ausgestreute unterpflügen, oder untereggen, welches besser, damit es nicht zu tief hinabkommt. Wann die Erde gleich zerfällt und verkrümmelt, führt man sie gleich aufs Feld, und läßt sie auch da nicht lange liegen. Führt man sie im Winter bey hartem Frost aufs

aufs Feld, so bleibt sie bis in den März liegen, da man sie streut und unterpflügt; oder man läßt sie in kleinen Haufen liegen, geht in dem Frühling mit dem Pflug um die Haufen herum, hackt die Stellen, wo die Haufen lagen, mit einer Hacke um, säet den Sommergetreid-Saamen, und eggt ihn mit jener Erde unter. Gemeinlich breitet man dergleichen Erden nach der Düngung über das Land aus, vor dem Säen in der Brach. Man kann das Ausgestreute gleich, oder erst nach einigen Wochen unterpflügen. So, wie der Dünger, soll diese Erde nie zu tief hinabkommen, weil sie sonst die Wurzeln nimmer erreichen, sie sich zu bald senkt, also nicht lange auch nicht merklich wirkt. Streut man sie über Pflanzen, wie z. E. Gips oder gypsichten Mergel, so solle es unmittelbar vorher oder darnach stark thauen oder regnen, und die Blätter recht feucht seyn, daß der Gips von den Stengeln sich in die Erde zu den Wurzeln zieht. Man thut es, wann die Pflanzen noch klein, und die Hülsenfrüchten insbesondere von 1 Spanne bis 1 Schuh hoch sind. Kalk, Gips u. s. f. ersparen den Dünger nicht völlig. Man muß auch beim Mergeln mit der Hälfte der gewöhnlichen Quantität des Mistes düngen, so daß man jedes Jahr die Hälfte, oder ein Jahr die völlige Menge Mist allein, das andere Mergel allein, nimmt. Je mehr Mergel man aufs Feld auf einmal bringt, desto stärker düngt man mit Mist. Je thönigter die beygemischte Erde, desto mehr düngt man mit Mist, sonst wird das Feld zu zähe. Pferch allein düngt beim

Mergeln nicht zulänglich. Warmem Land, das Mergel und Kalk noch mehr erwärmen, gibt man den kühlen Rühmist; Pferdmist verbrennt die Pflanzen bey einem erfolgenden heißen und durren Frühling. Dieser und Pferd gehören in nasses, kaltes Land. Man kann vor, mit und nach dem Beymischen der Erde mit Mist düngen. Kaltigte Erdarten sind das Mittel, wordurch man die Vereinigung des Thons und Sands mit einander befördert, welche allein sich schwer miteinander vereinigen, oder einander verbessern. Man nehme Sand, der Kalk bey sich führt.

3) Die Wirkung der Verbesserungs-Erden

a) fangt an, so bald sie mit der übrigen Erde genug vermischt ist. Wann sie gleich im ersten Jahr wirken solle, so muß sie vor dem Unterpflügen genugsam klein gemacht seyn, und nicht zu tief hinabkommen. Geschicht das nicht, so wirkt z. E. eine härtere Art Mergel erst im dritten Jahr vollkommen, wann ihn Sonne, Luft u. s. w. zerstört, und seine festen Theile getrennt haben. Je länger also in diesem Fall das nicht durch günstige Witterung und öftere Bearbeitung des Bodens geschieht, desto später wirkt er. Eine weiche mürbe Erde wirkt also sehr bald.

b) Die Dauer der Wirkung ist so lange, als sich die beygemischte Erdart nicht völlig in die kleinste Theilgen aufgelöst, und mit den Theilgen des Bodens gänzlich vereinigt hat, da sie nichts mehr wirkt; ferner als sie sich nicht tief hinabsenkt, dem man also, wann sie anhaltend seyn solle, vorbeugt, wann man

man sie vor dem Einmischen nicht gar zu klein macht, z. E. zu Staub, und sie nur unterreggt, auch künstlich beim Pflügen nicht zu tief geht, und sie selbst in die Tiefe vergräbet. Die ausgesäete Erdart thut nur 1 Jahr ihre Wirkung, vermuthlich, weil sie darzu zu klein gemacht werden muß. Sonst bricht die Mergelung in ihrer Wirkung allmählig ab, und ist, wann Mergel weich ist, in 12—15, beim harten aber in 18—20 Jahren nicht mehr merklich. Wann man das erstemal genugsam gemergelt hat, und, wann seine Wirkung merklich nachläßt, man tiefer als gewöhnlich in den letzten Jahren pflüget, um ihn herauszuholen, so dauert seine Wirkung länger. Steine, untergepflügt, lösen sich im Lande nach und nach auf, und je größer sie sind, desto länger wirken sie im festen Boden, weil sie ihn länger locker erhalten. „Also bald wirken und lang anhaltend wirken, läßt sich nicht zugleich erhalten.“

c) Die Wirkungen selbst betreffen den 1) Boden und die darauf gebaute 2) Pflanzen. 1) Der Boden wird lockerer oder fester, und durch Kalk und Gips mit Nahrung aus der Luft bereichert, auch, weil Kalktheile sich in die feinste Stäublein auflösen, diese Nahrung den Gewächsen besser und wirksamer, als von allen andern Erdarten zugeführt und mitgetheilt. 2) Wiesen thut Mergelung gut. Sie vertilgt das Moos. Morastige Stellen überführt man dick, der Boden wird dichter, fester, trägt viel und besser Gras. Ein gemergelter Acker von schwerem Boden gibt steifern Halm, reinere Früchte, indem

das Unkraut getilgt wird, gibt z. E. bey Roggen $\frac{1}{2}$ mehr Stroh und Garben, das Getreide lagert sich nicht, gibt besonders in nassen Jahren, $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{4}$ mehr Frucht dem Simri nach, Stroh ist süßser und Vieh frist es lieber, der Kernen ist mehreicher und hat feinere Hülsen. Der Unterschied eines gemergelten und ungemergelten Ackers bey übrigen gleicher Bestellung ist in Stroh und Korn $\frac{1}{5}$, ja in sandigen und moorigen Feldern noch größer. Die Wirkung ist am merklichsten in Jahren, worinn die Witterung überhaupt dem Wuchs der Feldfrüchte günstig ist. In trockenen Jahren ist der neubefahrne Acker oft besser; wann der Acker ziemlich viel Kalk bekommen, und dadurch sehr erwärmt und aufgelockert worden, mithin der Mergel für leimigte Böden sehr kalkartig war; in nassen Jahren kann viel Thon in leichten Böden, die man ziemlich fest macht, schaden. Mithin schadet die Uebermaase hierinn. Kalk, Kreide, Mergel öffnen die Poros des Bodens. Steinigte, schiefre Erdarten, die man in größern Stücklein einmischet, und die langsam zerfallen im Boden, lassen im ersten Jahre zu viel Lücken, wodurch Frost und Hitze eindringen und die Pflanzen beschädigen kann. Daher bemerkt man, daß ein kemergeltes Roggenfeld im ersten Jahre abschlägt, und kalkartige Erden auf Wiesen eine Zeit lang großes Wachstum geben, hernach aber der „Frost die Graswurzeln tödtet. Man wälzt dagegen im 2ten Jahre nach dem „Mergeln die Wiese mit einer großen Walze, und verschließt die Dunstlöcher, und für die Acker macht man die Erdarten

arten vor dem Einmischen desto kleiner, je härter sie sind und je langsamer sie zerfallen. Walzen ist auch hier dienlich. Man mergelt sonst lieber zu Wicken und Haber, oder zur 2ten und 4ten Frucht nach dem Brachjahr, als zur Winterfrucht und Gersten, welche man in den ersten 2 Jahren nach der Brache säet, weil der Mergel sonst zu bald den in der Brache eingemischten Mist, der bis zur neuen Brache wirken sollte, verzehret. Man kann auch das Sommerfeld mergeln. Ueber Hülsenfrüchten, z. E. Erbsen, Wicken, Bohren, säet man diese Erden, wenn jene eine Hand hoch angewachsen, und es geregnet oder gehauet hat, aber nicht zu viel, daß ihr Trieb nicht zu stark wird. Vornehmlich taugt darzu und zum Klee, und übrigen Graswuchse, Gips und gipsichter Mergel. Dieses Streuen wirkt ein Jahr lang auf Wiesen, Klee-land, Land, worauf Raubfrucht (Raubzeug) stehet, daß es $\frac{1}{8}$ mehr trägt. Streut man Gips auf dergleichen Pflanzen, wann ihr Wachsthum nicht gut, sie gelblich aussehen; so werden sie in wenig Tagen ganz dunkelgrün, und wachsen, als stünden sie im geilsten Boden. Schwer land, mit kalchigtem Mergel gemergelt, gibt vorzüglich gerathenden Klags, der fein wird, und sehr festen Vast hat.

4) Man grabe und bringe diese Verbesserungs-Erden auf den Boden zur bequemen Zeit, im Winter, zwischen der Erndte und Saatzeit, vor der Sommerfaat. Man stelle vorher Proben im Kleinen an, um zu sehen, ob

es im Großen a) nützlich sey, b) und die Kosten nicht zu groß werden.

Anmerk. Künftig folgt die Untersuchung der Erdarten. Indessen sehe man nach S. 769 ff. in meinen Anfangsgründen des Feldbaues.

III. Thausaat. Sie geschieht des Abends oder gegen die Abendzeit. Man pflügt den Acker um 4 — 5 Uhr Nachmittags, damit der Saamen in die frisch geöffnete Erde fallen kann. Man sucht einen Tag aus, an dem der Wind aus Süd oder Westen kommt, mithin die Luft milde ist, und wahrscheinlicher Weise ein Thau in der folgenden Nacht fällt. Wendet sich der Wind unvermuthet, daß kein Thau fallen kann; so säet man lieber selbigen Abend nicht, sondern erwartet einen hierzu geschickten Tag. Hat man aber doch gesäet, so läßt man den ausgestreuten Saamen so lange liegen, bis ein Thau fällt. Fressen schon die Vögel etwas auf, so folgt doch, wie es die Erfahrung lehrt, eine ergiebige Erndte. Folgt der Thau nach der Ausstreunung des Saamens, so bringt man den Saamen folgenden Morgen vor Aufgang der Sonne unter die Erde.

Der Saamen wächst ungleich besser, und die Sperlinge beschädigen die reife Frucht nicht. Der Thau ist am besten, wann er bey einer ordentlichen Wärme, und mit der Frühlingsluft, oder auch des Sommers fällt. Alsdann haben die Dünste, woraus er besteht, die rechte Höhe erreicht, so allen Gewächsen nützlich ist. Sommer, worinn der Thau häufig und oft fällt, sind die fruchtbarsten. Die Alten quekten die Saamen

in

in Thauwasser ein. Die Thausaat thut eben dieses, und macht als eine Thaubelze, daß die Saamen geschwind aufquellen, zu rechter Zeit hervorgehen, und in ihrem Wachsthum dem Unkraut zuvorkommen.

IV. Wartung der Pflanzen nach der Saat. Im Hannöverschen zieht man ohngefähr gegen die Mitte des Monats eine mit eisernen Zähnen versehene Egge einigemal über den Weizenacker hin. Dardurch werden die Pflanzen so zerrissen und zertheilt, daß ein Stück Landes, welches vorhin ein schlech-

tes Ansehen hatte, bald darauf, wann das Land wieder zugewalzt ist, so voller Pflanzen ist, daß man sich darüber nicht genug verwundern kann. Man hat auch schon den Versuch gemacht, mit der Egge im Frühjahr das Feld zu zweyen verschiedenen malen zu überziehen, und es darauf zuzuwälzen. Zu einer Zeit ist es schädlich, zur andern aber nützlich und vortheilhaft befunden worden. So theilt man die Weizenpflanzen weniger mühsam, als Müller, der aus 1 Weizenkorne 576840 Körner durch Theilung der Pflanzen erhielt. Siehe Hann. Magazin 1769, St. 104, 1770 St. 6.

V. Vermischte Anmerkungen.

1) Wann man Erdbienen etliche Stunden in den dünnen Mörstel legt, womit der Maurer die Wände weißet, und sie sodann in die Erde legt, so werden sie von wilden Schweinen nicht ausgegraben. Diese wühlen auch die Wiesen nicht um, wann man mit Stücken von zerbrochenen Gläsern die Wiesen bestreuet.

2) Man mache Obstmost von guten Birnen, die man auf dem Boden bis zur Weinlese liegen läßt, und alsdann ohne Wasser darzu zu thun, mahlt und keltert; man bringe ins Faß diesen Most zugleich mit annoch süßem Traubenmost, 3—4 Eimer auf den Eimer Obstmost, lasse sie miteinander gähren, tractire sie wie den Wein mit Ablassen u. s. w. so wird er haltbar und gut. Ich habe der-

gleichen dreijährigen, der vom Weine kaum zu unterscheiden war, nachdem er bis ins dritte Jahr gelegen.

3) Alles, woraus man Branntenwein brennen kann, kann auch Essig geben, und man kann sich dessen dort bedienen, wo man weder Wein noch Obst hat. Man richte es so zu, wie es zur geistigen Gährung, die vor dem Branntenweimbrennen hergehen muß, erforderlich ist. Man thue Hefel (gewöhnlicher Sauerteig), zu zartem Pulver gestoßenen Weinstein, etwas gröblich zerstoßenen Pfeffer zusammen darein; ist die Flüssigkeit nicht sehr geistig, sondern schwach, so setzt man kräftige Gewürze zu; man thut es in ein tüchtiges Gefäß, besonders ein eichenes Faß, worinnen schon Essig gemacht worden, oder vorher

her ein siedender starker Essig herumgeschwänkt worden, füllt es fast ganz voll, stellt es an einen recht warmen Ort, in eine desto größere und gleichförmig anhaltende Hitze, je schleimigere und zähe Theile die Materie hat, schüttelt sie oder rührt sie bisweilen um, und stoßt die oben sich ansetzende Haut von Zeit zu Zeit hinab, bedeckt oder verschließt das Gefäß, aber nicht zu genau, setzt auch unter wählender Gährung noch einige Gewürze, desgleichen etwas recht starken Branntenwein zu, so erlangt man einen weit bessern Essig. In 14 Tagen hat man meistens den Essig.

Man macht aus Zucker den schärfsten Essig, wann man auf 1 Pfund Zucker 8 Pfund Regenwasser nimmt, es in ein eichenes Gefäß thut, auf 20 Maas davon 60 Tropfen Vitriolöl, und hernach 60 Tropfen Weinsteinöl darein tröpfelt, es in eine warme Stube hinter den Ofen legt; so fängt es an gewaltig zu stinken, hernach aber wird es wie ein Wasser, wann man aber es ferner in der Wärme läßt, so wird es der schärfste Essig.

Deconomische Zeitpuncte von Württemberg.

Die S. 76 des Kal. 1771. unvollständig abgedruckte öcon. Zeitpuncten von Württemberg sind, so viel ich indessen erforschen konnte, also zu bestimmen.

Die Zwetschgen (s. Bauhini Hist. fontis & balnei Bollensis, 4. Montisbellig. 1598.) sind zwar schon zu An-

fang des 16ten Jahrhunderts im Lande, besonders zu Göppingen und Boll, gepflanzt worden, doch waren sie noch eine große Seltenheit, bis einige Württembergische Landskinder, die Venetianische Soldaten in Morea waren, Steine von Zwetschgen am Ende des 17ten Jahrhunderts brachten, von welcher Zeit an sie gemein wurden.

Die Waldenser beförderten bey uns den Anbau der übrigen guten Obstsorten. Nach einer von Hrn. Pfarrer Wirz zu Pinache mir gegebenen zuverlässigen Nachricht brachte ein Waldenser von der Colonie Wurmberg, Antoine Seignoret, der in mehreren Ländern herumgewandert, 1710. die ersten Erdbirnen (Solan. Tuberos. escul.), und zwar, wie er sagte, aus Irland, und verkaufte sie als eine Seltenheit. Endlich sah man ihren Nutzen ein, sie breiteten sich in die Waldenser Colonien bey uns, im Badenschen, am Rheine, und so weiter aus.

Die preiswürdige Regierung unsers Durchlauchtigsten Herrn Herzog Carls ist ein sehr merkwürdiger Zeitpunct auch für unsere Landwirthschaft, welche durch Sr. Herzoglichen Durchlaucht erhabene Einsichten, weise und gnädigste Vorsorge und vortreffliche Anstalten, viele wichtige Verbesserungen erhalten, welche nach und nach sollen angezeigt werden.

1) Genfische Säemaschine auf gnädigsten Befehl durch Hrn. Prof. Volz zu Stuttgart 1763. verschrieben, und damit angestellte Versuche. 2)

Klee-

Kleebau und künstliche Wiesen, vermehrte Viehzucht, Dünger, und Ertrag der Güter, von 1760 an. 3) Der von dem Herrn geheimen Rath Bilfinger 1748 und 1750 angelegte herzogliche Weinberg bey Stuttgart, der unter des Herrn Marrini Aufsicht stehet, und aus dem das Land die besten Sorten von Reben empfangen hat. 4) Der 1767 angelegte herzogliche Obst- und Holz- Baumgarten. 5) Der in Sulz 1757 zuerst durch Hrn. Oberamtmann Müller eingeführte Bau der Färberröthe oder des Krapps. 6) Das seit 1747 vortreflich eingerichtete Beschälwesen, die 1766 angelegte Englische Stutterey, und die hierdurch verbesserte Pferdzuht. 7) Die seit 1750 so merklich verbesserte Seidenzuht, 8) der seit 1766 gegrabene Torf, durch Herrn Prof. Geringer, 9) die Auffuchung des inländischen Marmors seit 1752 durch

Herrn Fischer, und besonders durch Herrn Hofrath Stahl, dem auch die Forstwissenschaft so vieles zu danken hat. 10) Die mit gutem Erfolge zu Nürtingen durch Hrn. Oberamtmann Faber vorgenommene Austheilung der Commungüter an die Bürger 1764, die Fortsetzung davon hin und wieder, besonders die 1771 zu Göppingen durch Hrn. Oberamtmann Pistorius und Hrn. Stadtschreiber Knör veranstaltete Vertheilung von 200 Morgen Communwasen, die vorher ohne Nutzen das Vieh mehr zertreten als abgeweidet, und der nun heuer dieser volkreichen Landstadt die sonst immer nöthige Zufuhr der Küchengarten-Gewächse der Nachbarschaft unnöthig gemacht, und noch überdiz 40 Scheffel Zehenden an Getreide, und einen auf 120 fl. berechneten Zehenden von Erdbirnen, Mayz u. dgl. abgeworfen hat. Das übrige folgt künftig.





M u t h m a ß l i c h e

W i t t e r u n g s - A n z e i g e

a u f s J a h r 1 7 7 2 f ü r W ü r t e m b e r g ,

n a c h d e m B e g e h r e n d e s W ü r t e m b e r g i s c h e n L a n d m a n n s ,

d u r c h

H e r r n P f a r r e r M . P h i l i p p M a t t h ä u s H a h n ,
z u K o r n w e s t h e i m .

U n t e r s u c h u n g d e r W i t t e r u n g d e s J a h r s 1 7 7 2 n a c h d e n C o c k i s c h e n R e g e l n .

Ich bin ersucht worden die muth-
maßliche Witterung des Jahrs
1772 dem öconomischen Kalen-
der beuzufügen. Ich komme ungern
daran etwas der Welt mitzuthellen, das
an sich selbst einer so großen Ungewißheit
ausgesetzt, und bey mir selbst zur gehö-
rigen Reiffe noch nicht gediehen ist. Je-
doch glaube ich, ein billig denkender wer-
de mich nicht darum verdenken: wenn
meine nachstehende kurzverfasste Muth-
massung den erwünschten Erfolg nicht
haben sollte. Ich untersuche bloß durch
Erfahrungen die Regeln eines gewissen
Engelländers, der sich Cock nennet,
welcher einen gewissen Einfluß der Pla-
neten in die Atmosphäre der Erde ge-
glaubt, und durch dreßsigjährige Obser-
vationen bemerkt haben will. Ich ha-

be mich zu dem Ende um vieljährige
Wetter-Observationen beworben, auch
dieselbe von einigen guten Freunden er-
halten, aber bisher noch keine hinläng-
liche Zeit dazu gewinnen können, durch
solche die Nichtigkeit der Cockischen Re-
geln zu untersuchen und auf unsern
Landstrich gehörig anzuwenden. Vielleicht
könnte man näher und baldier darzu ge-
langen, von der zukünftigen Witterung
etwas Zuverlässiges vorher zu wissen,
wann Herr P. Zell in Wien sein Ge-
heimniß der Welt entdecken wollte:
welcher, wie ich von einem gewissen
Cavallier, der ohnlängst mit Herrn
P. Zellen in Wien Umgang gepflogen,
gehört; sich getrauet, die tägliche Ver-
änderung der Winde, und aus solcher
den verschiedenen Stand des Barome-
ters

ters auf alle Tage eines Jahres zum voraus zu bestimmen, und zwar so gewiß, daß er eine Probe davon hat in Druck geben wollen, wenn ihm nicht der Herr Präsident der Academie davon abgerathen hätte.

Was ich bisher in dieser Sache gethan habe, ist dieses: daß ich mir allemal am Ende des Jahres aus den Cockischen Regeln nach der Stellung und Lauf der Planeten eine kurze und allgemeine Aussicht in die Witterung eines künftigen Jahres gemacht, und sodann, nachdem ich die erfolgte Witterung täglich aufgeschrieben, solche gegen die Vermuthungen gehalten habe, wie hier ein Beispiel von dem Jahr 1771 zur Probe dienet:

Februarius 1771. Im Anfang kalt mit Schnee und Regen. Gegen den 7 und 17ten schöne Tage. Beschluß: trüb mit Winden.

Erfolg: In den ersten Tagen bis den 15ten wechselte es mit Regen, Schnee, Sonnenschein und Sturmwinden ab. Den 7ten war es ganz hell. Vom 17—26sten lauter helle und schöne Tage. Im Beschluß trüb und Regen. Die Kälte war am stärksten vom 6—13ten.

März. Im Anfang meist schön und trocken, gegen den 17ten kann es noch schneyen, und der Monat ein kühles Ende nehmen.

Erfolg: in der ersten Hälfte des Monats wechselte es mit schönem Wetter und Regentagen ab. Vom 17ten an kam Regen, und gegen den Beschluß starke Kälte mit Schnee.

April. Das gute Wetter dürfte sich erst gegen den 16—18ten zeigen.

Erfolg: kam durch den ganzen Monat kein beständig gut warmes Wetter. Wiewol die andere Hälfte besser als die erste Hälfte des Monats war. War vom 1—6ten hell, aber allezeit bey Nacht gefroren. Den 6ten war die erste Nacht, da es nicht gefroren. Der Schnee gieng zwar den 19ten, und wurde etwas besser und gelinder, doch froh und schneeyete es noch zuweilen.

May. Meist schön: doch gegen den 11. 12. 18. 26. 27sten können sich etliche Donnerwetter mit Sturm und Regen zeigen.

Erfolg: war meist hell: den 10 und 11ten Donnerwetter mit Regen. Den 12ten Regen. Den 18ten drey starke Donnerwetter mit Wolkenbruch und Schlossen. Den 25sten ein kurzer Regen. Den 27sten Regen und Donner.

Junius. Drohet in den ersten Tagen mit gefährlichen Donnerwettern und darauf folgenden kalten Nächten, auch stürmischen Schlagregen,
J 2 ab

absonderlich gegen den 7. 8. 9ten, gegen den 11ten schön. Doch ist die Hitze im ganzen Monat leidlich.

Erfolg: Im Anfang ziemlich Regen und zum Einbrennen kalt. Den 7. 8. 9. 10ten wurde es sehr heiß. Donnerwetter aber kamen erst den 11. 13. 14ten, deren eines in Esslingen Schaden gethan: der Monat hatte meistens Regen und kühl Wetter. Den 11ten war es schön.

Julius hat seine meiste schöne und warme Tage gegen den 15 und 31sten, um welche Zeit sich auch einige Donnerwetter zeigen werden.

Erfolg: vom 10ten bis zum Beschluß meist hell und heiß. Den 31sten Nachts: Donnerwetter.

Augustus hat in dem Anfang etliche schöne Tage, sonst in dem ganzen Monat mehr kühl und regnicht, als warm. Absonderlich gegen den 12 und 29sten. Vom 4—7ten können etliche Donnerwetter sich zeigen.

Erfolg: In den ersten Tagen Wolken und Sonnenblicke, dabei sehr kühl. Den 12ten Nachts, starker Regen,

auch den 29sten Regen. Den ganzen Monat meist kühl mit Regen.

September. In den ersten 14 Tagen mehr kühl mit Regen, hernach meist schön und warm.

Erfolg: In der ersten Hälfte neben einigen guten warmen Tagen war es doch öfters ziemlich kühl mit Regen. Den 12ten hat das gute Wetter angefangen.

Bis hieher, da ich dieses schreibe, den Erfolg bemerkt.

October. Vom 1—19ten meistens schön und warm, besonders gegen den 13ten. Vom 22sten bis zum Beschluß wird es kälter mit trüb- und regnichtem Wetter. In kalten Gegenden dürfte es schnehen.

November. Vom 1—16ten trüb, kühl und regnerisch. Kann auch gegen den 10 und 15ten schnehen oder regnen. Vom 17—23sten trüb, stürmisch und kalt. Vom 24sten bis zum Beschluß stürmisch mit abwechselndem Sonnenschein und gelindem Wetter.

December. Meist stürmisch mit Schnee und Regen.

Die Witterung auf das Jahr 1772 dürfte nach den Regeln des
Cocks ohngefähr folgende seyn:

Januarius. Im Anfang einige Regen- oder Schnee- Tage mit Winden. Vom 6 — 24sten meist hell Wetter, dabey mäßig kalt. Vom 25sten bis zum Beschluß möchte es kälter werden, auch etlichmal schnehen oder regnen mit Nordwestwinden.

Februarius. Im ganzen Monat kein anhaltend kaltes Wetter. Vom Anfang bis zum 15ten meist schön und gelind Wetter, mit Donnerwolken und einigen Windstürmen. Gegen den 15ten kann es zwar etwas kälter werden, jedoch möchten sich gegen den Beschluß wieder ziemlich warme Tage mit Wetterwolken und einigen Windstürmen einfinden. Besonders den 27 — 29.

März. Im Anfang meist schöne und warme Tage: kann auch wol an manchen Orten wirklich donnern, und einigemal Regen oder kurzanhaltende Schneestürme geben. Von der Mitte bis zum Beschluß dürfte es kälter werden, und starke Winde, auch wol ziemlich Schnee geben.

April. Meist kalt: im Anfang etwas hell, gegen den 5ten Schnee oder Regen. Scheint ein später Frühling zu werden. Gegen den 22sten möchte es etwas besser werden.

May. Meist schön und wenig Regen: vornehmlich gegen den 20 — 22sten. Die Wärme kommt nach und nach. Donnerwetter sind wenig in diesem Monat zu vermuthen; ausser gegen den 22 — 27sten.

Junius. Im Anfang etwas kühl und Regen; im ganzen Monat mittelmäßig warm und wenig Regen. Gegen den 6 und 20sten möchten Donnerwetter mit kalten Regennächten sich zeigen.

Julius hat ziemlich Regen, bey Gelegenheit einige Donnerwetter, welche sich um den 4. 9. 13. 15. 22. 25 und 31 in etwas zeigen möchten. Gegen den 15ten möchte der Monat seine meisten schöne Tage haben, die Wärme aber im ganzen Monat nicht gar zu gros werden.

Augustus. Meist kühl mit Regen, absonderlich um den 1. 12. 26sten. Vom 19ten bis zum Beschluß möchte es sich zu gutem schön und warmem Wetter anlassen. Donnerwetter drohen den 19. 27. 28.

September. Im Anfang möchten sich einige trübe Regentage zeigen mit untermischtem Sonnenschein. Vom 21sten bis ans Ende aber meist schön und warm werden.

October. Im Anfang meist schön und warm bis den 18ten. Von da an kalte Regentage, und im Oberland vielleicht Schnee sich zeigen wird. Gegen den 24 und 30sten könnte es aber wieder besser werden.

November. Im Anfang meist hell Wetter, besonders gegen den 7ten. Kälte ist noch nicht gros. Gegen den 12. 13ten Regen oder Schneetage. Nach dem 15ten schön und gelind Wetter. Gegen den Beschluß meist trüb und kalte Witterung.

December. Im Anfang gegen den 2 — 4ten möchte es etlichemal schneyen oder regnen; und so auch gegen den 13 und 15ten. Gegen den Beschluß mag es sich etwas aufhellen und gelinder werden.

Das wäre also die Vermuthung nach den Cockschen Regeln: trifft es nicht ein; so mag immerhin Cock die Schuld tragen.



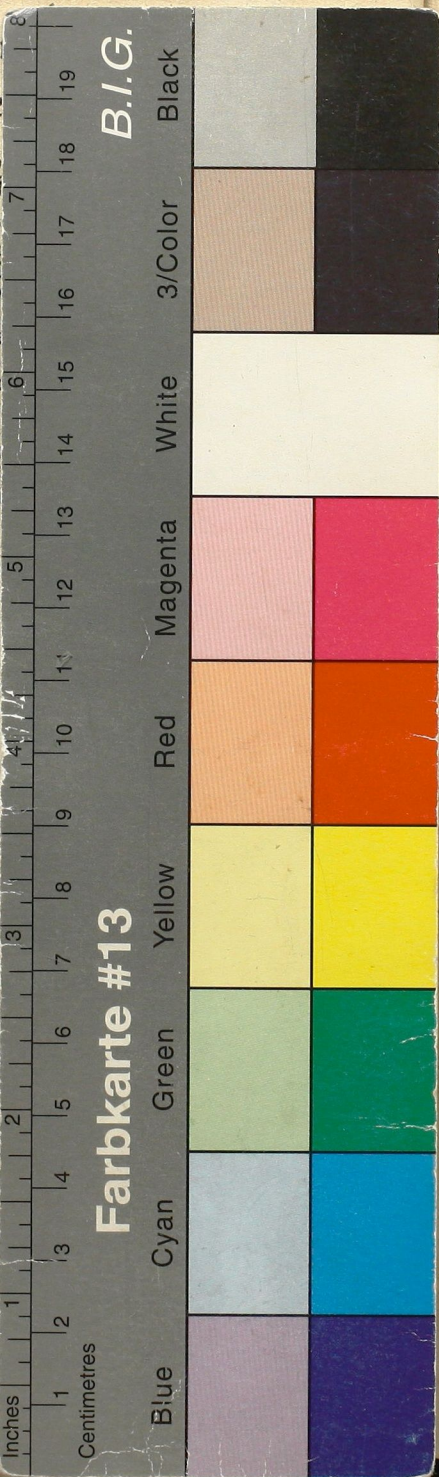
AB 54407

S

X2736167

T9 8629





Nützlicher und getreuer

U n t e r r i c h t

für den

Land- und Bauersmann

auf das Jahr 1772.

oder

fortgesetzter allgemeiner

Landwirthschafts - Kalender,

dritter Jahrgang.

worinnen

alles dasjenige zu finden, was derselbe sowol in Absicht auf seine Gesundheit, als auch bey dem Feldbau auf Aekern und Wiesen, in Gärten und Weinbergen, desgleichen bey allen Gattungen der Viehzucht, und wie dasselbe nicht nur gesund zu erhalten, sondern auch bey vorkommenden Seuchen und Krankheiten leicht und glücklich zu curiren,

alles nach den besten Erfahrungen unserer Zeiten
zusammengetragen.

mit einer

von dem Württembergischen Landmann beehrten Beylage der
Bitterungs-Anzeige auf dieses Jahr.



Stuttgart

bey Johann Benedict Mezler.